

Die Gartenläuferin



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Sonnenwende.

Roman von Marie Bernhardt.

(I. Fortsetzung.)

Es ist zu ärgerlich! — Wenn man nur wüßte, was man thun soll!" Annie Gerold stand im Wohnzimmer, halb gegen das Fenster gelehrt, und sprach diese Worte in etwas unmuthigem Ton.

„Ein Ausspruch voll tiefster Lebensweisheit!" ließ sich Theska vernehmen, die in ihrem Armstuhle am Tisch saß, ein Tablett mit sehr starkem Kaffee und vier übereinander gestapelte Bücher neben sich. „Kind, wenn jeder wüßte was er thun soll — wirklich soll von Rechts und Gewissen wegen, meine ich! — es stünde anders um die liebe Menschheit! — Darf man denn fragen worauf im besonderen Dein tiefer Ausspruch Bezug nahm?"

„Ich sollte lieber Nein sagen, denn ich weiß im voraus, Du lachst mich aus, aber am Ende ist das ja nichts Neues mehr! Also in zwanzig Minuten ist's Zeit, in die Kirche zu gehen — Du weißt, heute hält Conventius seine Antrittspredigt — ich bin noch im Morgenrock und weiß beim besten Willen nicht welches Kleid ich anzuziehen habe, weil das Wetter alle fünf Minuten ein anderes Gesicht macht. Soeben schien noch ganz hell die Sonne, und jetzt ist sie fort und der Himmel hängt voller grauer Wolken. Da! Es fängt richtig an zu regnen!"

Theska nahm einen Schluck Kaffee, wuschte sich über den Mund und lachte; ihre klugen Augen funkelten spottlustig.

„D — also eine Toiletten-

frage! Wie schwer macht es doch der liebe Herrgott seinen Kindern, sich ihm in einem schicklichen Gewande zu nahen! Zwar heißt es: vor Gott sind wir alle gleich, und an die Augen seiner Mitchristen wird ja doch keiner beim Kirchgang denken —"

„Pfiu, Theska! Du weißt recht gut, daß es mir nicht ganz einerlei ist, wie ich aussehe, es sei, wo es sei! Und nun habe ich das schöne neue Kostüm — es gefiel Dir ja selbst, und Du fandest, es stehe mir hübsch! — und nach dem Gottesdienst werden sicher hier die Mamen Besuch machen... wenn Du Dich in meine Lage versetzen möchtest —"

Theska drehte bedächtig eine Schmitte gebutterter Koffemmel in der Hand.

„Hm! Ein bißchen viel von mir verlangt! Ich war nie hübsch wie Du — und wenn ich mich recht zurückbesinne, war ich eigentlich auch nie jung — ich glaube, ich bin als spintifrende, grübelnde, häßliche alte Jungfer auf die Welt gekommen!"

Annie machte eine rasche Bewegung, als wollte sie ihre Schwester umarmen und ihr einen Kuß geben — aber sie unterdrückte diese Kundgebung. Sie wußte, Theska konnte kein Mitleid ertragen. „Wenn die Leute einen doch nur damit verschonen wollten!" pflegte sie zu sagen. „Tiefer als über den Rand der Lippen geht es doch kaum einem einzigen — möchten sie doch ihr landläufiges Mitleid lieber in Thaten umsetzen, damit liebe sich eher etwas ansangen!"



Der erste Leseunterricht. Nach einem Gemälde von F. Defregger. Photographie von Franz Hanskaeng! Kunstverlag A.-G. in München.

Da Annie im Augenblick keine That einfiel, die ihre Schwester gewürdigt hätte, zuckte sie leicht die Achseln und sah wieder rathlos zum Fenster hinaus.

Die andere hatte die rasche Bewegung der jungen Schwester recht gut gesehen und ihre Bedeutung errathen, sie wiegte lächelnd den Kopf hin und her.

„Ja, so ein richtiger Vorkühlingstag, der läßt nicht mit sich spaßen, der treibt es kraus und bunt, wie's ihm durch den Sinn fährt, mit Hagelschauern, Schneegestöber, schmeichelnden Sonnenstrahlen und Regengüssen — seht zu, wie Ihr es macht, Ihr dummen, kleinen Menschenkinder, ich treibe mein Wesen, unbestimmt um Euren Zielefang, hm, hm! Die neue Toilette steht Dir wirklich auffallend gut zu Gesicht . . . die Manen nicht zu vergessen! Nun, Vögelchen, ich werde Dir 'mal etwas sagen! Kann ich mich auch nicht in Deine Gefühle hineinversetzen, so will ich einmal im Sinn unseres lieben Vaters reden — das wird mir um ein gut Theil leichter. Was meinst Du wohl, was würde er bei einer Gelegenheit wie diese zu Dir sagen?“

Annie drehte sich blühschnell zurück, freundige Erwartung in jedem Zug ihres jungen Antlitzes; zwei reizende Grübchen waren darin aufgetaucht. „Nun?“ frug sie gespannt.

„Kindchen, man ist nur einmal jung, man bleibt auch nicht immer hübsch! Versage Dir niemals eine Freude, wenn sie ohne Gewissensbisse zu haben ist! Bis zur Lukaskirche ist's keine halbe Meile, schöne Kleider sind leicht zu erhaschen, sollten sie verdorben werden . . . lieber Himmel, die Damenschneider wollen auch leben!“ — So würde der Vater sprechen. Bist Du zufrieden? — Schön! Und nun, Vögelchen, flieg' aus!“

Das Vögelchen flog nun doch noch der Mednerin dankbar um den Hals und dann zur Thür hinaus; draußen hörte man es eifrig: „Agathe! Agathe!“ rufen.

Auf Theklas scharfgeschnittenem Leidensantlitz erschien ein wehmüthiges Lächeln; sie beendete ihr Frühstück, schob das Tablett zurück und vertiefte sich in eines ihrer Bücher. Wie gewöhnlich vergaß sie darüber alles um sich her und sah nicht einmal empor, als die Thür nach einer Weile hastig geöffnet wurde und ihre junge Schwester, schön wie ein Frühlingstag, eintrat.

„Nun, Thea?“

„Siehst Du, Kind, ich habe auch so eine Art von Morgenandacht!“ Sie sah noch immer in ihr Buch. „Ich schlief nicht gerade sehr süß in dieser Nacht und überlegte mir fortwährend eine Sache, die mir schon seit lange im Kopf herumgeht — und nun finde ich es hier im ‚Helmholz‘ bestätigt, daß ich wirklich noch keines von den dümmsten Frauenzimmern bin, die auf unserer Erde wachsen — unser Vater würde sich wieder über das freuen, was er Ahnungsgabe bei seinem Amanuensis nannte! Helmholz sagt nämlich . . .“

Aber Annie konnte wirklich nicht mehr hören, was Helmholz sagte — denn gerade jetzt setzten mit vollständigem Geläut die Glocken von Sankt Lukas ein; Agathe, ein frisches, grauhaariges Weiblein, erschien in der Thür, ein in Sammet gebundenes Gesangbuch und einen feinen Regenschirm in den Händen, und rief:

„So — aber nun ist es allerhöchste Zeit, Vögelchen! Sie läuten schon. Nein, wie der Anzug sitzt, und wie die Farbe zu Gesicht steht — und da bricht auch eben wieder die liebe Gottessonne durch! Hier, Annie, und her' auch schön mit für Deine alte Agathe! Ich gehe, den Salon fein herrichten, wir kriegen ja heute Herrenbesuch!“

„Ja so!“ — Thekla legte den „Helmholz“ beiseite und kam in die Wirklichkeit zurück. „Laß Dich schnell noch ansehen, Kind! Sehr hübsch! Sey' Dich nicht auf den Präsentirteller, damit Du nicht unheilige Nebengedanken in Deinen Brüdern erweckst! Adieu — und, wenn Du kannst, gib auch ein bißchen auf die Predigt acht, ich möchte doch wissen, was dieser nagelneue Gottesstreiter, zumal er ja auch unser Haus mit seinem Besuch beehren will, dem versammelten Volk erzählen wird!“

Annie liebte es nicht, wenn Thekla in diesem ironischen Ton von religiösen Dingen sprach, und diese that sich häufig genug Zwang an. Heute hatten sie aber das neue Frühjahrskostüm und die Manenlieutenants zum Spott gereizt, und sie konnte ihre satirische Ader nicht verschließen.

Und doch that sie Annie unrecht, wenn sie wählte, diese betrachte die Kirche als Nebensache. Annie hatte eine unbesangene, kindliche Freude an der Thatfache, daß sie hübsch war, sie wählte

ihre Kleidung nicht willkürlich, sondern mit Geschmack und Bedacht, es machte ihr Vergnügen, eine neue, reizende Toilette anzuziehen, aber darum war sie noch lange keine eitle Modenarrin. Und wie sie jetzt im hellen Sonnenschein langsam über den großen Lukasplatz hinschritt, hatte sie ihren Anzug und ihr Aussehen gänzlich vergessen und war mit ihren Gedanken einzig bei dem, was heute zu hören bekommen sollte: der Antrittspredigt Regius von Conventius. Wie er wohl sprechen — was er sagen würde. Sie dachte es sich unendlich schwer, zu einer ganz fremden Gemeinde zu reden, und aus verschiedenen Aeußerungen des Geistes, deren sie sich aus ihrem neulichen Gespräch entsann, hatte sie entnommen, daß auch er sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe voll bewußt sei und es überaus ernst mit seinem Verufe nehme. Tief in Gedanken ging sie einher, während die feierlichen Glockenklänge über ihrem Haupt durch die milde Luft zogen.

So sah sie der, welcher eben jetzt von der entgegengesetzten Seite auf den Lukasplatz zukam — er wollte nicht zur Kirche, war auf einem einfachen Morgen Spaziergang begriffen — weils nichts. Sein Hund war bei ihm, und das kluge Geschöpf stutzte als es seinen Herrn stutzen sah. Quer über den von eben gefallenen Regen nassen Asphalt, in dem der jetzt leuchtend blaue Himmel sich spiegelte, kam Annie Gerold in ihrem knapp sitzenden gewählten und dabei einfachen Kostüm von steingrauem Tuch, ein großes, breitgerandetes Hut mit kostbaren silbergrauen Federn auf dem schwarzen Haar, das schöne, frische Antlitz leicht geneigt, die Augen gesenkt, ihr in Sammet gebundenes Gesangbuch in der Hand.

„Ego! Zu mir!“ Ein scharfer Pfiff begleitete den Ruf, und riß die schöne Kirchgängerin jählings aus ihren Gedanken. Der Neufundländer hatte auskunftschaffen wollen, was sein Herr so zusammenfahren machte; er war ohne weiteres über den Platz getrabt und hatte Miene gemacht, die junge vertiefte Dame freundschaftlich zur Außenwelt zurückzuführen.

Das war nun ohnehin geschehen, und Ego sprang gehorft zurück und hob fragend seinen Kopf zu dem Gebieter emp.

„Was nun?“

„Ja — was nun? Ausweichen hätte ungezogen ausgesehen ein ritterlicher Gruß vielleicht — stummes Weitergehen, stand er schon dicht vor ihr und hielt den Hut in der Hand.“

„Haben wir Sie erschreckt, Gnädigste? Es thut mir leid!“

„Bitt' um Verzeihung, Ego!“

Das schöne Thier senkte reumüthig tief den Kopf und winfelte leise.

„Es thut nichts!“ Annie legte ihre Hand auf Egos Rücken und lächelte seinen Herrn an. „Ich war nur so ganz mit meinen Gedanken bei — bei —“ Sie stockte; es wollte ihr doch gar merkwürdig klingen, wenn sie geschlossen hätte: beim Predigt Conventius.

„Sie gehen zur Kirche?“

„Ja! Haben Sie denn vergessen? Heut' hält ja Frau Conventius seine Antrittspredigt — sehen Sie, welche Menschenmenge in die Kirche strömt! Ich dachte, Sie wollten auch dort Herr Professor!“

„Ich? Nein — ich hatte nicht die Absicht . . . und was ich sie jetzt habe . . . würden Sie mir gestatten, mit Ihnen zu gehen?“

„Ich habe nichts zu gestatten, das Gotteshaus gehört allen!“

„Aber nicht wir alle gehören ihm!“

Sie sah ihn forschend mit ihren schönen, klugen Augen.

„Sie gehen nie in eine Kirche?“

„Sehr oft, — um die Banten und die Malereien kennen zu lernen.“

„Zu keinem andern Zweck?“

„Nein! Bisweilen hätte ich sehr das Verlangen, eine diegene, ernstgemeinte Predigt zu hören, — aber ich kann nicht willkürlich sagen: heut' ist Sonntag, heut' ist die Kirche geöffnet, heut' willst Du Dich erbauen lassen! Ich muß die Stimme dazu in mir fühlen. Die kommt über mich, unvermittelt, unerschöpflich unabhängig von Ort und Zeit! Oft ist es ein gewaltiger Raueindruck, zuweilen ein menschliches Wesen, oft ein an sich ganz unbedeutendes Ereigniß, das den fast leidenschaftlichen Wunsch in mir wachruft: jetzt eine feurige und überzeugende Predigt hören, die alles das sagt, was Du dunkel in Deinem Innern

empfindest, — jetzt einen Ausdruck für das, was sich in Deiner Seele emporringt, . . . aber den klugen und frommen Priester, der mir solches in solcher Stimmung geben könnte, — den habe ich bisher noch nie gefunden.“

„Vielleicht finden Sie ihn heute!“

Annie sagte es rasch und erröthete gleich darauf, — mußte er nicht denken, sie wüßte nichts sehnlicher, als seine Begleitung?

„Es ist nicht unmöglich, — sogar wahrscheinlich, nach allem, was man mir von diesem Mann gesagt hat.“

„Nun, — und Ihre jetzige Stimmung?“

Sie waren der Kirche ganz nahe gekommen, man hörte die Orgel brausen. Mit seinen mächtigen Augen sah Delmont das junge Mädchen an, zwang sie gleichsam, still zu stehen und seinen Blick zu erwidern.

„Brauche ich Ihnen wirklich noch zu sagen, daß die Stimmung plötzlich da ist? Ich sagte Ihnen, sie hinge oft von einem Naturereigniß, oft von einer geringfügigen Begebenheit, zuweilen von einem menschlichen Wesen ab. Das letztere aber ist sehr, sehr selten. Glauben Sie, daß ich zu jedem reden würde, wie ich jetzt zu Ihnen gesprochen habe? Ich bin menschlichen, verdüstert und verschlossen — man hat es Ihnen ohne Zweifel von mir gesagt, und man hat recht gehabt. — Sie wissen, wie es kam, daß die Stimmung unpersönlich da ist — die Stimmung, die Ihnen vielleicht ein sehr unwürdiger Trieb ist, ein Gotteshaus zu betreten; ich kann aber nicht anders. Sie sollen mich kennen, wie ich bin! Darf ich nun noch bitten, daß Sie meine Begleitung annehmen?“

Als Antwort neigte sie stumm das Haupt — ihre junge Seele lebte in einem neuen, seltsamen Empfinden. Sie hatten die untersten Stufen, die zu dem geöffneten Portal führten, betreten; langsam stiegen sie aufwärts und betraten nun nebeneinander das Gotteshaus.

Ein voller Strom gewaltiger Orgelmusik brauste ihnen entgegen. Ein Bekannter des Conventius'schen Hauses, ein berühmter Orgelspieler, hatte, der Antrittspredigt des neuen Geistlichen zu Ehren, seinen nur kurz bemessenen Aufenthalt in N. verlängert, um dem feierlichen Akt eine doppelte Weihe zu geben. Hier und da hatte sich das Gerücht dieses bevorstehenden musikalischen Hochgenusses herumgesprochen, und so hatten sich nicht nur die höheren Gesellschaftsklassen, die einen Aristokraten gern auf der Kanzel sehen, nicht nur neugierige junge Mädchen, die einen schönen Mann bewundern, nicht nur gesehnte, verständige Leute, die wirklich als Gemeindeglieder den neuen Seelsorger kennenlernen wollten — es hatten sich auch Musikprofessoren, Pianisten, Kritiker, Organisten in stattlicher Anzahl eingefunden, kurz, wie ein Zeitungsberichterstatter seinem Nachbar ins Ohr flüsterte, „es hatte sich ein äußerst gewähltes und zahlreiches Publikum versammelt und man erkannte die Lukasikirche kaum wieder, da der letzte Prediger sich mehr und mehr unbeliebt gemacht und das Publikum wahrhaft aus dem Tempel hinausgedrängt hatte.“

Annie Gerold schritt wie jemand, der seinen Weg genau kennt, durch die dichtbesetzten Reihen, sie nickte dem Küster, als einem alten Bekannten, zu und gab ihm einen Wink mit den Augen, den er sogleich verstand. Er schloß eine kleine Seitenbank auf, die fast ganz hinter einem der mächtigen Pfeiler verborgen, den Blick auf die Kanzel gewährte, die auf der Bank Sitzenden aber fast gänzlich der Beobachtung der übrigen Kirchenbesucher entzog.

Hier hinein gingen das junge Mädchen und der Maler wie zwei Zusammengehörige; Annie machte sich aber keine Gedanken darüber, wie ihre Bekannten wohl diese ihre Begleitung deuten würden; ein wunderbares Gemisch von Glück und Bestürzung wogte in ihrem Innern, und dazu war sie mit aller Kraft bestrebt, ihre Seele voll dem zuzuwenden, um deswillen sie heute hierhergekommen war.

So verstedt auch das Plätzchen der beiden lag, — unbemerkt waren sie doch nicht bis dahin gekommen. Aus der Gruppe von Mannesoffizieren, die nach der Mitte der Kirche hin Unterkunft gefunden hatten, kam ein kirrendes Geräusch — jemand unter ihnen hatte seinen Schleppfädel etwas unsanft gegen den mit Nischen ausgelegten Fußboden gestoßen und dazu ein nicht zeitgemäßes „alle Hagel!“ vor sich hingemurmelt. Freiz von Conventius war's, dem der Aergir über das „unerhörte Glück, das dieser Mensch, der Maler“, hatte, in den Hals stieg, und der, auf Thor von Hammerstein's leises: „Was ist?“ nur eine be-

zeichnende Kopfbewegung nach den beiden machte, die soeben um eine Ecke verschwanden.

Parfissal hatte sie nun richtig auch noch gesehen und stieß im tiefsten Faß einen Laut des Unwillens heraus, der ihm von seinem Kameraden Gründlich die geklüftete Frage eintrug: „Thor, Sie waren wohl noch niemals in einer Kirche?“

Professor Delmont saß neben Annie Gerold auf der schmalen Kirchenbank, es war ihm unendlich wohl. Die hohe, schöne Kirche, die, in ganz reinem gothischen Stil erbaut, Verhältnisse von großer Formenschönheit aufwies, die prachtvolle Backsteine Fuge, die sich unter den Händen des vortrefflichen Spielers wie ein kunstvoll gegliedertes Bauwerk vor ihm emporhob — die Nähe des reizenden Mädchens, die Abgeschlossenheit des Platzes, alles wirkte eigenartig erhebend und befänstigend zugleich auf sein empfindliches Innenleben; die „Stimmung“, von der er soeben zu Annie gesprochen, hatte ihn noch nie so völlig in Fesseln geschlagen wie eben jetzt. Vergessen waren seine Vorzüge vom neulichen Abend, vergessen alles, was ihn gequält und beunruhigt hatte; schon Annies unerwarteter Anblick allein hatte genügt, ihn mit einem Schlage jung und fast heiter zu stimmen wie in jener Abendgesellschaft bei Wenlands — jetzt kam noch die Einwirkung des Gotteshauses, der schönen Musik dazu, um eine Begeisterung in ihm zu wecken, wie er sie in seinem ganzen Leben noch nicht gefühlt zu haben meinte. Es trug ihn wie mit Flügeln empor, — Motive, Bilder, Ideen drängten sich in seinem Geist, er fühlte sich erfinderisch und schaffensfreudig wie kaum in den Tagen seiner ersten schwärmerischen Jugend — und wehrlos gab er sich dem Zauber gefangen, der dies Feuer in ihm entzündet hatte.

Durch die spitzbogigen Fenster mit buntem Glase sah die Sonne herein — ein schräger Strahl schlich sich über Annies kastanienfarbnes Haar und löste es mit Goldlichtern ab; er stimmerte auf dem weißen Halbe und zitterte in den langen, dichten Wimpern, die tief gesenkt blieben und dem schönen Gesicht einen so süß träumerischen Ausdruck gaben. O junges, blühendes Leben!!

Es war eine kraftvolle, metallisch klingende Stimme, die jetzt in die weite Kirche hinausstönte, und der Sprecher da oben auf der Kanzel, hoch und schlant und schön, sah nicht zaghaft aus und nicht verlegen, nein, freudig und zuversichtlich, ein echter „Streiter Gottes“!

Die Damen reckten die Köpfe, um ihn besser zu sehen, es ging eine Bewegung durch die Menge, wie wenn der Wind über ein volles Aehrenfeld hinfährt. Unter den Mannen murkte einer: „Jammer und Schade! Was für einen Gardeoffizier hätte der abgegeben!“ — Dann kam eine lautlose Stille.

Und wieder die metallene, kraftvolle Stimme:

„Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachen die Wächter umsonst.“

Dies Wort, einem der Psalmen entnommen, war der Text der Predigt.

Wie er sie ausführte? Groß und leicht und frei, in schlichtester Weise — wie ein Mensch, der zu Menschen spricht! Wie er voll Dank und voll Zuversicht in diese Stadt, in dies Haus gekommen sei, wie er es ihnen allen heute danke, daß sie ihn auf gesucht hätten an der neuen Stätte seines Wirkens, wie ihn eine ernste, gehobene Freudigkeit erfülle, nun er sein Arbeitsfeld bestelle, den Platz, den Gott ihm angewiesen, ausfüllen könne nach bester Kraft. Er bat sie alle, die hier versammelt seien, ihm zu helfen bei seiner Aufgabe, ihm Vertrauen und guten Willen entgegenzubringen; und dann bat er Gott, das Haus zu bauen, die Stadt zu behüten, auf daß ihre Wächter nicht umsonst wächten. Sie alle, die heute hier beisammen seien, könnten helfen, das Haus zu bauen, durch Eintracht, durch werththätige Liebe, durch wahres Bestreben, dem Nächsten zu nützen. In einfachen und doch so berebten Worten hob er hervor, wels' köstliches Ding es sei um ein gut gebautes Haus, um eine wohlbehütete Stadt — köstlich, und doch, wie selten zu finden! Er ciferte nicht in heftiger Rede gegen die heutige Zeit — er war aber traurig und meinte, es sei unsagbar schwer, mit den Waffen des Glaubens zu kämpfen, jetzt, wo der Unglaube gewissermaßen schon in der Luft liege, wo Kinder und Unmündige mit sogenannten „freien Ansichten“ genährt würden, wo die seltenen Ausnahmen, die sich den Gottesglauben noch gerettet hätten, sich gar schämten, denselben laut zu bekennen, weil



König Gram befehlt seine Braut Hilde.
Nach einem Gemälde von Ferdinand Lech.

fie den Muth nicht befäßen, sich auf diesem halb verlorenen Posten zu behaupten. Von dem Glüd und der unerschütterlichen Zuversicht, die gerade ein fester Gottesglaube zu verleihen imstande sei, kam er wieder auf den Ausgangspunkt seiner Rede zurück: „Helft, ach helft mir, das Haus zu bauen! Steht mir bei, die Stadt zu behüten!“

Das letzte Gebet war gesprochen, das letzte Amen verhallt — nun setzte ein gut geschulter, vielstimmiger Kinderchor mit einem schönen, einfachen Kirchenlied ein. Wie Jubel klangen die hellen, jungen Stimmen, und durch die weit geöffneten Thürlügel des Gotteshauses fluthete ein breiter Strom freudigsten Sonnenscheins.

Annie Gerold hob die Wimpern, an denen schwere Thränen hingen, zu ihrem Nachbar empor; er hatte ein schönes, ernstes Lächeln auf seinem Gesicht und sah ihr tief in die Augen.

„Haben Sie Dank!“ sagte er leise. „Sie waren es, die mich hierhergeführt, und ich kann diese Stunde niemals vergessen. Sie hatten recht, als Sie meinten, mir könnte heute das begegnen, wonach ich lange vergebens gesucht. Ich habe heute den klugen und frommen Priester gefunden, von dem ich Ihnen sprach, und ich habe mich selbst wiedergefunden und den Glauben an meine Zukunft und mein Glück.“

Er drückte ihr leise die Hand, dann wandte er sich ab und verlor sich unter der hinausstrebenden Menge; Annie wartete noch eine Weile, bis das Gedränge sich abgeschwächt hatte. Als sie vor das Portal trat, sah sie Ego regungslos mitten auf dem Lufasplatz liegen, den Augen Blick unverwandt auf die Kirchenthüren gerichtet. Als er Annie gewahrte, wedelte er leicht mit dem Schweiß, zum Zeichen, daß er sie wiedererkenne, zugleich rief er leiser, wohlbekannter Pfiff ihn ab. Professor Delmont war aus einer der Seitenthüren getreten und ging jetzt, von Ego begleitet, davon, Annie aber sah sich plötzlich von verschiedenen Freundinnen und Herren umringt, die alle lebhaft auf sie einsprachen:

„Wie hat Ihnen denn die Predigt gefallen, gnädiges Fräulein?“

„Ich dachte, er würde poetischer sprechen!“

„Gerade gewählt oder elegant war es nicht, aber es ging doch zu Herzen, sollte ich meinen!“

„Ich fand es sehr hübsch!“

„Nein, zu komisch daß ein solcher Mensch Pfarrer geworden ist! Und mit dem Gefängnißprediger hat's wirklich keine Nichtigkeit — weißt Du das auch schon, Annie?“

„Ich hörte, er soll jetzt einen zum Tode Verurtheilten vorzubereiten haben!“

„Schrecklich! Gräßlich! Nein, das glaube ich nicht!“

„Schönen guten Tag, meine Damen und Herren!“ ließ sich die Stimme des Lieutenanten von Conventius hören. „Nun, lassen Sie meinen Vetter nur noch am Leben, er könnte am Ende noch so mancherlei Gutes wirken! Daß Sie ihn gleich unter der Kirchenthür zerzausen, finde ich nun nicht reizend. Fräulein Gerold geht es genau ebenso wie mir, ich lese es ihr an den Mienen ab. Habe die Ehre, meine Gnädige! Werde mir in zwei Stunden die Freiheit nehmen, mit ein paar Kameraden bei Ihnen vorzusprechen. Empfehle mich bis dahin!“

Die Offiziere nahmen die Haden zusammen und grüßten rechts und links; dann zerstreute sich die ganze Gesellschaft vor der Kirche.

Thekla Gerold wartete mit einem guten zweiten Frühstück auf ihre Schwester; sie war eigentlich verstimmt, es hatte sich so schön studiert und gelesen heute; trotz der schlecht verbrachten Nacht war ihr Geist hell und ihre Auffassung besonders rasch, das ward ihr nicht alle Tage zu Theil. Di hing sich ihr kranker Körper wie ein unerträgliches Bleigewicht an sie und hemmte den Aufschwung ihres Geistes. Nun kam die biedere Agathe und riß sie ohne weiteres aus ihrem schönen Verkehr mit Helmholz, Hartmann und anderen großen Geistern heraus, erinnerte sie, daß das Vögelchen bald aus der Kirche kommen werde und daß sie beide etwas essen müßten, daß Fräulein Thekla noch nicht Toilette gemacht habe, was doch unbedingt nothwendig sei, denn man erwarte ja Besuch, und drüben wäre schon alles in schönster Ordnung.

Mit einem schweren Seufzer und einem recht ungnädigen Gesicht packte Thekla ihre Bücher zusammen. Frau Agathe Lamprecht sah sie bloß von der Seite an und sagte kein Wort weiter; sie kannte ihre Leute. Wenn Fräulein Gerold so aussah wie eben jetzt, dann hatte sie ihren „gelehrten Turnus“, wie

Agathe das nannte, und wünschte alles, was kein Buch war, ins Pfefferland. Schweigend half die getreue Alte der gebrechlichen Gestalt aus dem Morgenkleid heraus und in ein schwarzes Seidengewand hinein, das einfach im Schnitt, aber vom besten Stoff und mit einem Kragen von wunderschönen Brabanter Spitzen geschmückt war. Agathe brachte noch eine prachtvolle Brosche, aus einem riesigen Opal bestehend, der einzige Schmuck, den Thekla liebte, „weil er wie ein Menschenantlig seinen Ausdruck wechselt.“

„Nun, alter Oberhofceremonienmeister! Sind Sie mit mir zufrieden?“ Die gelehrte Dame musterte ihr Konterfei im Spiegel mit humoristischem Behagen. „Die Herren Mänen werden eine unbändige Freude an mir erleben. Ich sehe aus wie ein kranker Chinese, der sich aus Versehen in eine europäische Damentracht hineinverirrt hat. Daß man sich auf seine alten Tage nicht mal Ruhe gönnen darf und sich zum Narren machen muß wie ein abgerichteter Affe!“

Solche Auslassungen gönnte sich die Kranke nur vor Agathens Ohren, das Vögelchen bekam nie etwas davon zu hören. Sie hatte es übernommen, für das Kind zu sorgen, ihm ein angenehmes Dasein, wie es seiner Jugend und Schönheit zufam, zu sichern, und sie liebte Annie zärtlich, . . . folglich gab sie sich zu allen Dingen her, die der sogenannte gute Ton und die Geselligkeit von ihr verlangten, gab kleine und große Feste, nahm Visiten entgegen und verkehrte mit einer Menge von Leuten, die ihr im Grund der Seele so gleichgültig waren, als lebten sie auf dem Sirius. Das Vögelchen bekam höchstens dann und wann eine satirische Aeußerung zu hören, nie aber eine Klage, daß alle diese Dinge für Thekla nur eine Last, eine unangenehme Unterbrechung ihrer Studien wären.

„Fräulein sehen wohl und sehr gut aus!“ sagte Frau Lamprecht, von dem Bestreben befeelt, die Laune ihrer Dame ein wenig aufzubessern.

„Die Venus von Milo ist nichts dagegen!“ spottete Thekla. „Nun rasch zurück ins Speisezimmer, ich denke, die Kleine ist schon zurückgekommen!“

So war es in der That, und auf den ersten Blick gewahrten Theklas scharfe Augen, daß ihrem Kinde irgend etwas Aufregendes begegnet sein mußte. Sie hatte Annie selten so schön gesehen, und nun streckte ihr zum Ueberfluß Agathe noch zwei herrliche, eben aufgeblühte purpurrothe Rosen an die Brust — „Lamprecht hat sie für Vögelchen gebracht, sie waren soeben im Gewächshause aufgebrochen.“

Die Alte ging, mit einem letzten bewundernden Blick auf ihr Kleinod; die Schwestern waren allein, Annie sagte kein Wort und sah glücklich lächelnd vor sich hin, Thekla betrachtete sie kopfschüttelnd und begann nach einer kleinen Weile in sanftem Tone:

„Ich und trink jetzt, Kleine, Du hast später keine Zeit dazu!“

Annie trank gehorsam von dem spanischen Wein und nahm ein belegtes Brötchen in die Hand.

„Wie schön die Sonne scheint!“ sagte sie träumerisch.

„Ja, das thut sie, und noch dazu über Gerechte und Ungerechte! Könnteft Du es vielleicht über Dich gewinnen, mir einiges über die Predigt mitzutheilen?“

Das junge Mädchen fuhr verwirrt empor und erröthete bis unter die Stirnlocken. „Ach, Thekla, nein, was Du von mir denken mußt! Es war wundervoll in der Kirche, Conventius hat so wahr, so einfach, so schön gesprochen, ich wollte, Du wärest dabei gewesen!“

„Ich auch!“ pflichtete Thekla bei. „Schon, um festzustellen ob es nur die Predigt allein war, die Dich so ungewöhnlich bewegt hat!“

„Ich? Ungewöhnlich bewegt? Nicht daß ich wüßte!“

„Nicht? Entschuldige doch! Ich dachte, Leute, die eben aus der Kirche kommen, sprächen die lauteste Wahrheit!“

Statt der Antwort lief Annie auf die Schwester zu, umschlang sie mit beiden Armen und drückte ihr warmes, rosiges Gesichtchen an die fahle Wange der Kranken. Thekla fühlte das rasche, heftige Schlagen des jungen Herzens, und eine weiche, mitleidige Stimmung bemächtigte sich ihrer; sie küßte Annie zärtlich auf Stirn und Augen.

„Kleines, liebes Vögelchen, macht es Dich denn so sehr glücklich?“

Annie nickte nur, dann aber löste sie sich rasch aus der Umarmung und begann von Reginalds Predigt zu erzählen, sehr

ausführlich und sehr begeistert. Thekla hörte aufmerksam zu und gab dann und wann durch beifälliges Nicken ihre Zustimmung zu erkennen.

„Der Mensch ist ein Wunder!“ rief sie, als Annie geendet, „Aristokrat und Geistlicher — und solch vernünftige, menschliche Ansichten! Sieh, sieh! Den möchte ich kennenlernen!“

„Das wirst Du ja!“ Annie fühlte zu ihrem Aerger, daß sie erröthete. „Er will bei uns Besuch machen. Vorfällig kommen heute die Ulanen!“

„Niemand sonst?“

„Nein!“

„Hm!“

Eine knappe Stunde später schlug der würdige Lamprecht die Salonportieren zurück und meldete den Damen, daß die Herren Rittmeister Thor von Hammerstein und Höben, sowie die Herren Lieutenants von Conventius und Gründlich um die Ehre bäten, ihre Aufmerksamkeit machen zu dürfen; dazu überreichte er die Karten auf silbernem Teller.

(Fortsetzung folgt.)

Norwegische Jagdskizze.

Von Eugen Friele. Mit Abbildungen von Gustav Wendling

Radbrack verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Der Renthierjäger Bjarne.

Ich besaß einen lieben Freund, einen ausgezeichneten Jäger, der mir oft von einer Jagd auf

Renthiere sprach, die er dereinst auf einer Reise in Norwegen mitgemacht habe.

Von den Todten soll man nur Gutes reden! Aber — der Himmel verzeihe mir die Sünde! — der gute Alte hat mich furchtbar belogen. Er erzählte, wie er im Boote mit den norwegischen Jägern über den Fjord gefahren, wie sie am andern Ufer von den Genossen erwartet und mit fröhlichem Jagdrufe empfangen worden seien. Dann sei man nach kräftigem Zubiß und Trunk hinausgezogen zum fröhlichen Jagen, ganz wie bei uns. Nach kurzer Wanderung habe man das Jagdgebiet erreicht gehabt, die Schützen seien angestellt worden, und „das Treiben auf Renthiere“ habe begonnen. Wie das Auge des alten Freundes in jugendlichem Feuer leuchtete, — wie er die beiden Hände vor Eifer emporstreckte, so lang die Arme reichten, um sie, zu Häuften geballt, donnernd auf die Tischplatte fallen zu lassen, die sich unter der Wucht derselben (oder unter der Wucht der Lüge?) zu biegen schien. Der Leser erlaube mir, ihn selbst sprechen zu lassen:

„Da stand ich nun in einer Einside, gegen die unsere Tucheler Heide ein Wiener Café genannt werden kann. Kahle Granitwände rechts und links, und ich mitten drinnen wie in einer Schüssel, die nach den anderen Seiten, nach vor- und nach rückwärts, sanft ausläuft. Es war ein Engpaß, in den sie mich postirt hatten, ein gezwungener Wechsel von dem Hochfjeld nach

den niedriger gelegenen Trakten; — durch diese hohle Gasse mußten sie kommen! Und sie kamen! — prasselnd, donnernd, ein Wald von unförmlichen Schaufelgeweihen. Der Granit schien unter ihren Hufen zu wanken, polternd stürzte Steingeröll von der Höhe mir entgegen, und dahinter gleich einer Eskadron, die zum Angriff vorgeht, die zottigen Häufe der Renthierherde.

Ich hatte nur Zeit, mich an die Granitwand des Engpasses zu drücken, dann waren sie heran, nein, vorüber! — und ich hatte geseuert — zweimal geseuert, und zwar auf den stärksten Bock, den ich mir unter allen ausgewählt hatte. Vor Scham hätte ich in die Erde sinken mögen, er stürzte nicht unter dem Feuer. Was würden die Norweger zu dem Dösel sagen, der in seiner Heimath ein berühmter Jäger sein sollte?

Aber hier lagen Schnitthaare, dort Schweiß — zu beiden Seiten der Flucht, und dann — Hauptmann, ich vergesse es im Leben nicht! — war der Bock keine fünfzig Schritte vom Anstich zusammengebrochen!“

Das war der Augenblick, wo die wuchtigen Häufe des alten Freundes zur Tischplatte niedersanken und ich in meinem Innern einen Schwur that, dereinst wie er einen Renthierbock zu stecken. Dann wurde zum Schluß als Belohnung des Ganges, gewissermaßen als Beweismittel für die Wahrheit der Jagdgeschichte, das mächtige, noch nicht abgelegte Geweih gezeigt, und die verehrte Gattin meines Freundes knüpfte daran an, welche entsetzliche Mühe es gekostet habe, dasselbe unverfehrt in die Heimath zu befördern. Da man es nämlich noch weich mitgenommen habe, so sei es für sämtliche Mitreisende eine Qual gewesen, in seiner Nähe zu weilen, — es habe gar abscheulich gerochen. —

Nun war ich selbst auf einer Reise in Norwegen, und ich konnte mich nicht mehr enthalten, meinem werthen Gastfreunde B., der mich so lebenswürdig aufgenommen hatte, die Geschichte des landsmännischen Nimrods zu erzählen. Freund B. lächelte etwas spöttisch, was sonst nicht seine Art war, sagte aber nichts, sondern meinte nur, ich würde das Vergnügen ja vielleicht noch aus eigener Anschauung kennenlernen.

Und so kam es auch. Eines Tages klopfen wir an die Thüre der Behausung eines Renthierjägers, der uns als guter Führer auf einer Hochfjeldspürche empfohlen war. Die Hütte lag in einer zerklüfteten Gebirgsschlucht, durch die der Gletscherbach tosend seine Wasser zu Thal schickte, in trauriger, vegetationsloser Umgebung — aus roh über einander geschichteten Baumstämmen gezimmert. An langen Bindsäden, die um die in die Holzwände getriebenen Plöcke befestigt waren, hingen farblose, dünne Streifen Renthierfleisch und Fische, der Wintervorrath des Jägers, der ihm von der Sonne und der Luft gebört wurde. Ich dachte mit Genugthuung an unsere mitgenommenen Vorräthe, die uns in stand setzten, diese schrecklichen, nordischen Gemüße entbehren zu können.

Längere Zeit schon hatten wir unsere Anwesenheit in oben erwähnter Weise kundgethan, ohne damit irgend ein Lebenszeichen im Hause wahrzunehmen, bis uns endlich ein schlürfender Schritt von dem windschiefen Stallgebäude her zum Umsehen veranlaßte. Es war eine überaus traurige Figur, die sich uns nahte: die eine Schulter tiefer als die andere, der Oberkörper vornüber gebeugt; dazu hintere die Gestalt, indem sie den einen Fuß wie erlahmt nachschleppte; das war unser neuer Wirth, der berühmte Renthierjäger. Das einzige, was mir an dem verkriechelten Menschen

Interesse einflößte, war das stahlhelle Auge in dem runzligen, abschreckenden Gesicht; in ihm befandete sich Energie und Spannkraft in merkwürdigem Gegensatz zu der verwitterten äußeren Hülle.

Nachdem uns Bjarne — so hieß der Mann — seinen Willkommen geboten hatte, folgten wir ihm in das räucherige, sonst aber reinliche Innere der Hütte. Während wir dem Führer unser Gepäc abnahmen und aus demselben die zu unserer Verpflegung nöthigen Lebensmittel herausstranften, konnte ich nicht umhin, meine Bedenken hinsichtlich der Leistungsfähigkeit unseres Wirths auf der Jagd auszusprechen; ich war der Ansicht, der Mann sei doch zu allem, nur nicht zum Ertragen von Jagdstrapazen geschaffen.

Bald wurde mir die erste Belehrung über Renthierjagd und

nur zu sehr geeignet, meine Jagdleidenschaft zu dämpfen. Erst als er von seinen überraschenden Erfolgen erzählte, erwachte dieselbe wieder von neuem; er hoffe, noch in diesem Jahre das neunte Hundert Renthiere voll zu machen. Ich stellte danach eine nach dem Eingangs Erzählten wohl begreifliche Frage, wieviel der Thiere er wohl auf Treibjagden geschossen habe.

Freund B. lachte laut heraus. Er verdolmetzte Bjarne meine Worte, und nun nahm auch dieser an der Heiterkeit theil.

„Renthiere treiben?“ sagte er. „Ebenso gut kannst Du auch Adler treiben. Das Hochfeld, auf dem das Renthier seinen Stand hält, gleicht der unendlichen Luft. Da ist's nicht möglich, es einzukreisen, man müßte denn Hunderttausende von Treibern



Die Hütte Bjarnes.

Renthierjäger zu Theil. Ich erfuhr, daß gedachter Sport zum Anstrengendsten und Aufreibendsten auf diesem Gebiete gehöre. Beweis dafür sei unser Wirth selbst. Das Nächtigen unter freiem Himmel, im besten Falle in den einsamen Steinhütten auf dem Hochfeld, dann die Jagd selbst, das lange Kriechen über Schneefelder und Hochmoore, um an das scheue Wild heranzukommen, das alles seien Dinge, die man ungestraft selbst dem festesten Körper nicht zumuthen dürfe.

Und unser Wirth gab uns danach, als wir bei einem Glase Toddy, einer Art Grog aus Branntwein, Wasser und Zucker, saßen, die Bestätigung der Worte meines Freundes. Er erzählte, wie er früher ein gerader, straffer Burck gewesen sei, stark wie ein Bär und ausdauernd wie kein anderer weit und breit. Erst habe er die Jagd zum Vergnügen betrieben; dann aber sei sie sein Gewerbe geworden, und damit hätte ihn der Rheumatismus überfallen und den einst so geraden Körper krumm gezogen wie eine Last auf dem Hochgebirge. Wenn er nun auch oftmals keine Lust mehr verspüre zur Jagd, er müsse hinaus trotz seines Reizens, um nicht zu verhungern.

Meine ideale Anschauung von der Renthierjagd, genährt durch die Erzählung des verstorbenen Freundes, schrumpfte mehr und mehr zusammen. Das traurige Aeußere unseres Wirths war

und Schützen aufbieten. Und selbst dann würde es nicht gehen, weil das Renthier, wie die Gemse, noch sicher über Schneehalden und Hochmoore wandert, wo kein Mensch mehr fußen kann; die Pürsche, das Anschleichen ist die einzig mögliche Jagdart.“

Jetzt wurde es mir klar: an den seligen Freund war der Versuch in Gestalt seines unvergleichlichen Erzählertalents herangetreten. Ich legte den Genuß, den er mir mit seiner Renthierjagdbeschreibung bereitet hatte, gegen meinen Zorn über die Täuschung in die Wage und verzich ihm aufrichtig.

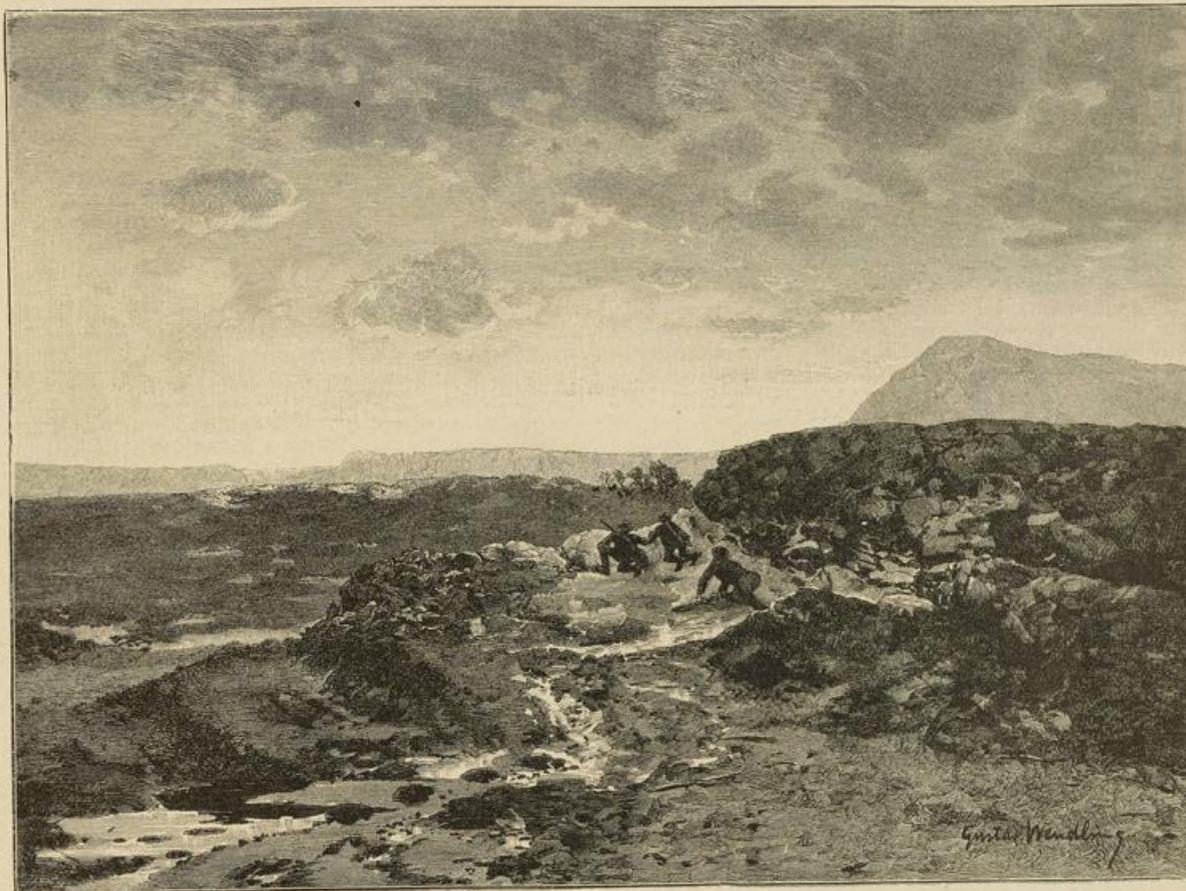
Nachdem ich so meine gänzliche Unbekanntschaft mit den Lebensgewohnheiten und der Jagdart des Renthieres eingesehen hatte, ließ ich mich gern von meinen Gefährten über die einschlägigen Dinge belehren.

Die Jagd auf Renthiere ist wohl, was Anstrengung und Entbehrungen betrifft, weit über die Gemsejagd zu stellen. Wenn auch das Steigen in den Alpen und der hohen Tatra ermüdend genug ist, so findet man zur Nachtzeit meistens ein Unterkommen in einer Sennhütte; jene Gebirge sind eben bereits kultivierter. Auf den skandinavischen Hochfeldern heißt es, die Nahrung mit sich tragen und die Nächte an der Grenze der Schneeregion unter freiem Himmel und bestenfalls in einer jener Steinhütten verbringen, die vom skandinavischen Alpenklub in anerkennenswerther

Weise vereinzelt hergerichtet worden sind, deren Baumaterial roh aufeinander geschichtete Granitblöcke bilden, und durch deren handbreite Fugen der Wind wie aus einem Blasbalge bläst. —

Am Nachmittage des Tages unserer Ankunft bei Bjarne waren wir durch die enge Felschlucht und endlich auf Ziegenpfaden nach dem Fjeld aufgestiegen. Gegen Abend, als über den Thälern bereits dunkle Schatten lagen, erreichten wir den Kamm der Hochebene, die noch vom Licht der niedergehenden Sonne beschienen wurde. Ein Alpenglühen habe ich in den skandinavischen Alpen nie beobachten können, dafür bin ich oft entzückt ge-

angezündet und bereitete in einem kleinen Blechkeffel heißes Wasser, um den unvermeidlichen Toddy herzustellen. Ich sah mich nach unserem Nachtlager um. Unweit der Thür lag ein Haufen halbvermoderten Strohs, das war alles; von irgend einem Stück Möbel keine Spur! Der innere Raum der Hütte war ein Ganzes. Die rohen Steinwände, deren Fugen mit Moos verstopft waren, zeigten kein Fenster, das Licht fiel durch die Thür herein. Kein Herd, kein Rauchfang! Der ägende Dampf des feuchten Reissigs belästigte Augen und Lungen, sodas wir herzlich froh waren, als Bjarne endlich den Keffel abhob



Vor dem Schuf.

wesen über die wunderbare Pracht der Farben, welche über den Fjord- und Gebirgslandschaften liegen. Sind sie doch zu Zeiten fatter, wechselvoller, als der Süden sie uns zeigt. Es wirkt hier auf Schritt und Tritt der Gegensatz von Fels und Meer, zwischen der üppigen Vegetation der Fjords und den darüber liegenden ungeheuren Gletscherfeldern.

Als wir die einsame Steinhütte an dem Rande des unübersehbaren Hochmoors erreicht hatten, blieb ich noch lange drauhen stehen und gab mich ganz dem Zauber des eigenartigen Landschaftsbildes hin: eine einzige, von braunem Heidekraut übersponnene Fläche, aus der kahle Felsblöcke hervorragten, dazwischen aber grüne, saftige Flecken von einer Lebhaftigkeit der Farbe, wie wir sie an der Patina auf kupfernen Bedachungen bewundern; endlich im Hintergrunde weiße Streifen in den Rinnen einer allmählich ansteigenden Felsmauer, deren Kamm ein einziges, großes Schneefeld bildet, darüber das rosige Licht des niedergehenden Tagesgestirns und eine Ruhe, eine heilige Stille, wie sie vielleicht nur noch die Wüste kennt.

B. rief mich herein.

Bjarne hatte in einer Ecke der Hütte ein Feuer aus Reissig

XXXVIII. Nr. 39.

und Torferde über die glimmenden Scheite warf, um die Gluth zu erlösen.

Unser Abendbrot bestand aus Toddy, feinhartem Roggenzwieback und einem Stück Wurst. Wir mußten sparsam mit unseren Vorräthen umgehen, weil wir nicht wußten, wie lange unsers Bleibens auf dem Hochfeld sein würde. Frühzeitig streckten wir die müden Glieder auf dem Stroh aus, bedeckten uns mit unseren Mänteln und schliefen bald ein; das heißt, wenn man einem Zustand den Namen „Schlaf“ beilegen darf, in welchem man so ziemlich alles sieht und hört, was um einen her vorgeht. Mir entging kein Schnarchlaut des Alten, keiner der unterdrückten Flüche meines Gefährten, die der unlieblichen Schar von Blutsaugern galten, welche in dem Stroh lange genug gehungert haben mochten und jetzt über uns herfielen, als wollten sie sich auf vierzehn Tage sättigen.

Ich stand endlich leise auf und ging hinaus, wo ich mich neben der Thür auf einen Stein setzte und in die Nacht lauschte. Wohl eine Stunde mochte ich so zugebracht haben, ein leises Tröpfeln zog durch meinen Körper, als ich plötzlich einen langen, klagenden Pfiff hoch über mir vernahm. Der Laut wiederholte sich; ich

errieth den Urheber, es war ein Regenpfeifer, der seine lustige Morgenpromenade machte. Gleichzeitig fühlte ich meine Schulter berührt. Bjarne stand neben mir und hielt mir einen Becher Toddy entgegen. Wieder der unvermeidliche Toddy! — aber ich nahm und trank ihn; denn es war ja das einzige Warme, was ich heute zu erwarten hatte.

Eine halbe Stunde darauf befanden wir uns auf der Wanderung über das Hochfeld, ohne Weg und Steg in der Richtung, wo ich bei Tage die schneegekrönten Berggipfel gesehen hatte. Ueber Steingeröll, durch Moräste, Sümpfe und hohes, verfilztes Heidekraut führte uns Bjarne. Es war zum Erstaunen, wie der lahme, schier verkrüppelte Mensch noch ausstreiten konnte, sodas wir Mühe hatten, ihm auf dem überaus mühseligen Marsch zu folgen. Endlich, — im Osten hellte sich's bereits mehr und mehr auf — machten wir in einer Bodenvertiefung Rast. Zuerst wurde der phosphorescirende Schein der Gletscherfelder deutlicher sichtbar, dann traten die Bergkuppen erkennbar hervor, und endlich floss ein bleifarbenes Licht über die Landschaft, die sich in ihrer schaurigen Ede in unabsehbare Fernen hinstrckte.

Bjarne wandte sich an meinen Gefährten.

„Schlecht Wetter giebt's!“ sagte er, „Regen oder Schnee, je nachdem der Wind sich dreht. Kommt das erste, dann ist's mit unserer Jagd am Ende!“ — Damit stand er auf und winkte uns, ihm zu folgen.

Vorsichtig, in halbgebückter Haltung ging es weiter. Wir ließen jetzt die Schneefelder links und wandten uns etwa parallel mit denselben nach einem großen Bruch, dessen grüne Farbe bereits deutlich gegen das braune Heidekraut abstach. Wir mochten uns demselben bis auf etwa zweitausend Schritte genähert haben, als Bjarne plötzlich stehen blieb und die Rechte uns Halt gebietend zurückstreckte. Dabei wurde seine Gestalt zusehends kleiner, er sank allmählich in sich zusammen, was wir richtig dahin deuteten, er sehe Wild vor sich; — wie er, so thaten auch wir.

Endlich lagen wir alle drei lang am Boden.

„Kenthiere vor uns! — sechs an der Zahl.“ flüsterte der Normann. „Im Moor lagern sie, das Leitthier steht oben am Rande.“

Ich fragte B., was Bjarne gesagt habe. Er übersehte mir die Worte, wurde aber sofort von jenem unterbrochen.

„Pst! — spricht nicht, sondern folgt mir jetzt!“

Unser Führer wollte fort, aber mein Reisegefährte bedeutete ihm, noch einen Augenblick zu verweilen. Er holte seinen vortrefflichen Feldstecher aus dem Etui, hob sich auf den Knien und blickte durch das Glas, worauf er es kopfnickend mir gab. Ich folgte seinem Beispiel und konnte gleich danach einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken, der dem scharfen Auge des Norwegers galt. Ich hatte mir daheim auf die Schärfe des meinen etwas eingebildet, hier hatte mich dasselbe jedoch gänzlich im Stiche gelassen.

Das Kenthier ändert die Farbe der Decke nach der Jahreszeit. Während dieselbe zur Frühjahrszeit fahlgrau erscheint und von dem schmutzigen, schmelzenden Schnee kaum unterschieden werden kann, wachsen im Winter viele weiße Haare dazwischen. Jene fahlte, graue, ins Bräunliche gehende Färbung macht es dem Thiere leicht, sich in dem braunen Heidekraut, in den Morästen und auf dem dunklen Gestein zu verbergen. Anfänglich sah ich selbst durch das Glas nur das Leitthier mit seinem mächtigen zackigen Geweih. Dasselbe stand gleich einem einsamen Posten auf einem weit überragenden Punkt unbeweglich da. Erst nach längerem Suchen gelang es mir, das Rudel zu finden, welches aus fünf Stücken bestehend, mitten im Moor ruhte und sich jedenfalls der angenehmen Beschäftigung des Wiederläuens hingab.

Bjarne hatte mit einem Blick die Sachlage erkannt und danach seinen Plan eingerichtet. Auf allen Vieren, die Büchsen vorsichtig neben uns herschiebend, wandten wir uns nach rechts. Mehrere hundert Schritt mochten wir so vorwärts gekommen sein, als der Normann geradeswegs auf das Wild zubog; wir folgten seinem Beispiel. Indem ich ein wenig meinen Kopf hob, sah ich in gerader Richtung vor uns mehrere große Felsblöcke über dem Heidekraut. Gelang es uns, diese, unbemerkt von dem Leitthier,

zu erreichen, so waren wir in guter Büchsenchußweite von dem ganzen Rudel.

Au den Boden gepreßt gleich dem Indianer, der den Feind in der Prairie beschleht, krochen wir weiter, jetzt einer hinter dem andern in einer Linie — Bjarne voran. So gelangten wir glücklich hinter jene Deckungsmittel und machten nun auf einen Wink unseres Führers die Büchsen schußfertig. Letztere zog mich nach rechts, während er B., von dem er wußte, daß er bereits wiederholt Kenthierjagden mitgemacht hatte, bedeutete, um die linke Ecke der Felsen seinen Schuß abzugeben.

Es war verabredet, daß ich zuerst feuern sollte, und zwar auf das Leitthier. — In der Gewohnheit der Kenthiere liegt es, nach dem ersten Schuß, ehe sie sich der Gefahr ganz klar werden und fliehen, erschreckt auf derselben Stelle, auf der sie gelegen haben, aufzuspringen und stehen zu bleiben, sodas die andern Jäger gut Zeit haben, ihrerseits eine Kugel anzubringen, was bei dem lagernden Wild in Folge der gleichmäßigen Farbe ihrer Decke und der Umgebung äußerst schwierig ist. Um ganz sicher zu gehen, hielt Bjarne mich anfänglich zurück, damit er zuvor selbst noch Ausruf halte. Zoll um Zoll schob er sein verwettertes Gesicht hinter dem Stein vor, plötzlich aber schnellte er wie eine Feder empor, riß die Büchse an die Wade, und im nächsten Augenblick knallte sein Schuß über die einsame Heide.

„Jest!“ Das war das einzige Wort, womit Bjarne uns sein Thun erklären wollte; dann rannte er spornstreichs nach dem Moor hinunter, sodas wir Mühe hatten, ihm zu folgen.

Die Kenthiere waren verschwunden wie von der Erde verschlungen. Während wir uns an sie heranpürschten, waren sie, unbemerkt von uns, flüchtig geworden, und die Ursache, die unsere Jagd mißglücken gemacht hatte, hob eben der Normann in Gestalt eines schwarzen Thieres aus einem Gewir von kaum fußhohen Zwergbirken empor. Es war ein Vielstraß, den seine Kugel niedergestreckt hatte, ein stattlicher Bursche von wohl drei Fuß Länge — das von den norwegischen Jägern bestgehaßte Raubthier. Vor ihm hatten die Kenthiere die Flucht ergriffen.

Der Vergnügteste von uns war Bjarne; bekam er doch neben dem Preis für das schöne Pelzwerk noch die Staatsprämie, die auf den Kopf des Ferss gesetzt ist. Als ich das verhältnißmäßig kleine Thier betrachtete, wollte es mir nicht recht in den Sinn, daß dasselbe imstande sein sollte, ein Kenthier zu schlagen; allein ich wurde von meinen Gefährten eines andern belehrt.

Neben kleinerem Wild, als Schneehühnern und Alpenhasen, fällt der Vielstraß selbst Elenthier und auf den Säters weidendes Vieh an, indem er seinen Opfern an den Hals springt und ihnen die Gurgel zerrißt. Bei der Unwirksamkeit der Gegend, in denen er sich aufhält, bei seinen scharfen Sinnen ist es selbst den geübtesten Jägern sehr schwer, seiner habhaft zu werden. Man fängt ihn in starken Drahtschlingen oder in verschiedenen Arten von Holzfallen, in die man ein Nas als Köder legt. Bjarne zeigte uns später in seiner Behausung mehrere solcher Fallen, die zum Theil Kehnlichkeit mit unsern Klappfallen zum Marderfang hatten, nur daß sie, der Körpergröße des zu fangenden Thieres entsprechend, auch größer waren.

Ich sollte keine Kenthiere mehr zu Gesicht bekommen! Für heute hatte die Jagd selbstredend ein Ende, weil keine Aussicht vorhanden war, das einmal flüchtig gewordene Rudel von neuem anzupürschen. Außerdem bestätigte sich Bjarne's Ansicht über das Wetter. Dichte Nebelmassen türmten sich über dem Hochfeld, sie verwandelten sich in Regen, und wir mußten froh sein, nach einer überaus beschwerlichen Wanderung über das schlüpfrige Gestein, bis auf die Haut durchnäßt, die Hütte unseres Führers noch vor Abend zu erreichen.

Da das schlechte Wetter anhielt, flogen wir zum Fjord hinab und dampften schon am nächsten Tage weiter. Wir hofften, später von Christiania aus Gelegenheit zur Kenthierjagd zu haben, es wurde uns dieselbe auch von seiten der liebenswürdigen Bekannten meines Freundes B. geboten, allein wieder machte uns der Regen einen Strich durch die Rechnung. Es war mir nicht beschieden, ein stolzes Schaafgeweih als Jagdbeute mit in die Heimath zu bringen. Nun, dafür hatte ich doch die Gemüthung, daß über mein Reisegepäck kein Mitreisender die Nase rümpfte!

(Schluß.)

Als Snarre am Abend dieses Tages in seinen Gasthof zurückkehrte, fand er ein Schreiben von Alten vor. Darin bat dieser dringend, ihm doch auf seine verschiedenen Briefe endlich eine Antwort zu ertheilen, er könne ohne nähere Anweisung nicht vorwärts kommen, die Hände seien ihm durch des Grafen Schweigen gebunden. Durch diesen Brief ward Snarre in den höchsten Unmuth versetzt, seine gereizte Stimmung richtete sich aber diesmal weniger gegen Alten, als gegen die „ganze Limforder Affaire“, wie er sich auszudrücken pflegte. Diese ewige Belästigung reizte ihn; keine Woche verging ohne eine Anzahl Zuschriften, und wenn er sie, wie das häufig genug geschah, nach flüchtiger Durchsicht zerstreut bei Seite legte, so folgte gleich eine Mahnung oder die Meldung, aus dem vorge schlagenen Geschäft sei nichts geworden, weil die Weisungen des Herrn Grafen nicht rechtzeitig eingetroffen seien.

Auf Alten wiederholte, gutgemeinte Bitte, ihm die Entscheidung und auch die Verantwortung zu überlassen, war er trotzdem nicht eingegangen — das ließ sein herrschsüchtiger Sinn nicht zu.

Nach der Durchlesung des ersten Briefes, der seine Gedanken wieder auf Tromholt gelenkt hatte, entfaltete Snarre ein anderes schwarzumrandetes Schreiben. Es war die Anzeige von Ingeborgs Ehes Tod. Ein neuer Verdruß! Snarre wußte, wie Dina mit der Verstorbenen gestanden hatte, wie nah ihr der Verlust ging. Der Zeitpunkt, ihr von Liebe zu sprechen, war also jetzt der denkbar ungeeignete. Und doch mußte die Sache zu einem Ende kommen! Er fühlte selbst, daß er nicht länger in Kiel bleiben könne, ohne Dina in schlimmes Gerede zu bringen, er wußte, daß die Menschen schon jetzt über die lange Ausdehnung seines Besuchs sprachen, Dinas Worte auf dem Ball beim Oberpräsidenten kamen ihm wieder in den Sinn. Zudem war seine baldige Abreise auch der Geschäfte wegen nöthig. Brieflich waren die Dinge nicht zu erledigen. Durch dieses viele Für und Gegen und Hin und Her gerieth Snarre in eine so unbequeme Stimmung, daß er zuletzt beschloß, gleich am nächsten Morgen in aller Frühe zu reisen, und zwar nicht nach Limforden, sondern geradezu nach Kopenhagen zu Tromholt. Der allein konnte ihm die lästige Sache vom Hals schaffen; bei der Familie Ericius wollte er sich brieflich entschuldigen. Wie peinlich dieser Schritt nach den Erklärungen, die er Susannen gegeben hatte, dort wirken müsse, daran dachte er zunächst nicht. Allen Unbequemlichkeiten thumlichst aus dem Wege zu gehen, war nun einmal ein ausgeprägter Zug in seinem Charakter.

Als Frau Ericius am folgenden Morgen beim ersten Frühstück Snarres Schreiben eingehändig wurde, vermuthete sie eine Einladung oder irgend eine kleine Ueberraschung. „Lies, liebes Kind, ich habe meine Brille nicht zur Hand!“ hub sie gutgelaunt an, und Dina ergriff freudig das ihr dargereichte Blatt, dessen Schrift sie über den Tisch hinüber erkannt hatte, und begann, die mit der gewohnten Förmlichkeit verfaßte Einleitung laut vorzulesen, während ihre lustigen Augen bereits weiter über den Inhalt hinwegschweiften. Plötzlich aber ließ sie das Blatt in den Schoß sinken, stieß einen leisen Schrei aus, und schwere Thränen rollten ihr über das eben noch so übermüthig lustige Gesicht.

„Was ist geschehen?“ riefen Frau Ericius und Susanne zugleich, indem sie auf Dina zueilten und den Brief, der diese unerwartete Veränderung hervorgebracht hatte, aufhoben. Auch Susannens Züge nahmen einen ernsten, schmerzlich überraschten Ausdruck an, als sie das Schreiben durchsah. Die plötzliche Abreise Snarres, die gewundenen Erklärungen, mit denen er ihre Nothwendigkeit darzutun, sich gewissermaßen zu entschuldigen suchte, machten auf Mutter und Tochter einen gleich peinlichen Eindruck, ja, die letztere konnte nach ihrem vertraulichen Gespräch von gestern in diesem Schritt nur einen Vorwand zum endgültigen Rückzug erblicken. Ernste Zweifel an der Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit von Snarres Charakter stiegen nun plötzlich in ihr auf, und sie war, bei allem Mitleid mit Dina, innerlich froh, daß sie von der Aufgabe, mit welcher der Graf sie betraut hatte, jener gegenüber noch nichts hatte verlauten lassen. Es hätte dies den Schmerz und die Enttäuschung des armen Kindes

in diesem Augenblick nur noch vermehrt, und Susanne beschloß, auch in Zukunft das Geheimniß für sich zu behalten. Doch bald sollten sie und die Mutter sich überzeugen, daß nicht das mindestens sonderbare Betragen Snarres allein Dinas Thränen verschuldet hatte.

Es war der Tod Ingeborgs, dessen Snarre in seinem Brief nur beiläufig als eines der Familie wohl schon bekannten Ereignisses unter Bezeigungen seiner Theilnahme Erwähnung that. Er ergriff Dinas Herz so mächtig, daß sie das andere Leid, das ihr der Graf anthat, darüber fast vergaß oder doch nicht in seiner ganzen Bitterkeit empfand. Auch Frau Ericius und namentlich Susanne erfüllte diese Nachricht mit tiefer Trauer.

Geradezu außer sich über den Verlust der treuesten Freundin aber blieb Dina. Kein noch so sanfter Zuspruch der Aeltern vermochte sie zu trösten, und als wenige Stunden später die offizielle Trauerbotschaft mit näherer Angabe von Zeit und Ort der Beerdigung auch im Ericiusschen Hause eintraf, da war das erste, was über Dinas Lippen kam, der noch von Schluchzen unterbrochene Ausruf: „Ich reise nach Kopenhagen, ich muß Ingeborg die letzte Ehre geben!“

Keine Gegenvorstellung vermochte sie von diesem Entschluß abzubringen, und schließlich hielten es Frau Ericius und Susanne für das beste und tröstlichste, Dina ihren Willen zu lassen, Tromholt sofort telegraphisch davon zu benachrichtigen, ihm die Zeit von Dinas Ankunft zu melden und ihn zu bitten, für entsprechende Unterkunft besorgt zu sein.

So reiste denn Dina am nächsten Morgen nach Kopenhagen, ohne eine Ahnung, daß der Graf gleichfalls dort sei, da dieser sein Reiseziel nicht angegeben hatte.

Sie wurde von Tromholt am Bahnhof empfangen und begrüßt. „Haben Sie Ingeborgs Brief erhalten?“ fragte er. „Es war das letzte, was sie schrieb. Ich hatte ihn in der ersten Bestürzung übersehen, fand ihn am Tag nach ihrem Tod auf dem Schreibtisch, von ihrer schon zitternden Hand an Sie adressirt, und habe ihn sofort der Post übergeben. Es wird wohl ein Abschiedsbrief sein, Sie sehen daraus, daß Ingeborg Ihnen bis zum letzten Athenzug treue Freundschaft hielt.“

Dina hatte diesen Brief in Kiel nicht mehr erhalten, er mußte nach ihrer Abreise dort eingetroffen sein. Sie war von neuem tiefbewegt.

Nach dem ersten schmerzlichen Gedankenaustausch geleitete Tromholt Dina in die von ihm bestellten Zimmer ihres Gasthofes und bat beim Abschied um die Erlaubniß, ihr später noch einmal dort aufzuwarten zu dürfen. Er warf dabei hin, daß er sich vor Eintreffen ihrer Depesche bereits mit dem Grafen Snarre für den Abend verabredet, diesen aber bisher nicht wiedergesehen habe, um ihm, wie es jetzt geschehen sollte, von ihrem Eintreffen Kenntniß zu geben.

„Snarre?“ rief Dina und wechselte so auffallend die Farbe, daß Tromholt darüber erschrak. „Ich denke, er ist nach seinen Gütern gereist? Seit wann ist er hier? Wie lange bleibt er, ich bitte?“

In athemloser Hast kamen diese Fragen aus Dinas Mund. Da Tromholt wußte, wie sehr sie sich für Snarre interessirt hatte, schrieb er ihre Erregung diesem Umstand zu und berichtete der Wahrheit gemäß, daß Graf Snarre am gestrigen Abend eingetroffen sei und einige Tage zu bleiben gedenke.

„Graf Snarre weiß also nichts von meinem Hiersein?“ stieß Dina mit der früheren Unruhe heraus. „Ich muß gestehen, ein Zusammentreffen mit ihm wäre mir sehr peinlich — so peinlich, daß ich am liebsten gleich wieder abreißen möchte.“

„Peinlich? — Ah so!“ fügte Tromholt hinzu, dem bereits eine Vermuthung aufstieg, wie die Dinge lagen.

Eine Pause trat ein, Tromholt wußte nicht, wie er sich verhalten sollte, und Dina bedauerte, daß sie sich zu solchem Gefühlsausbruch vor ihm hatte hinreißen lassen. Sie gewann allmählich ihre Haltung wieder, und jetzt nur noch von dem einen Gedanken beherrscht, die wahren Gründe der plötzlichen Abreise Snarres kennenzulernen, ergänzte sie ihre Rede und sagte, indem sie Tromholt mit einem bittenden und Vertrauen einholenden Blicke

anschaute: „Wenn ich sagte, daß eine Begegnung mit dem Grafen mir peinlich wäre, Herr Tromholt, so ist dies eigentlich nicht völlig richtig. Aber, da Sie wohl erkennen, daß die Nachricht von seinem Hiersein mich sehr bewegt, so erweisen Sie mir den Freundschaftsdienst und sagen Sie mir offen und ehrlich nach Ihrer besten Ueberzeugung: ist Ihnen bekannt, ob den Grafen so wichtige Geschäfte plötzlich aus Kiel forttrieben, daß keine Möglichkeit vorlag, uns Adieu zu sagen? — Nun, lieber Herr Tromholt?“ schloß Dina, als sie sah, daß er mit der Antwort zögerte.

„Ich kann Ihnen Ihre Frage leider nicht unbedingt genau beantworten, Fräulein Dina!“ entgegnete Tromholt ernst. „Was der Graf mit mir zu verhandeln hatte, trug keinen so eiligen Charakter. Aber andere Angelegenheiten mögen vielleicht vorliegen, von denen ich nichts weiß. Erlauben Sie mir die Frage, ob Sie vermuthen, daß Graf Snarre nach einem Vorwand suchte, um sich rasch von Kiel zu entfernen?“

„Ja!“ gab Dina erröthend, aber bestimmt zurück. „Wir alle waren nicht wenig enttäuscht, daß er nach einem solchen engen, Wochen andauernden Verkehr — fast täglich war der Graf in unserer Gesellschaft, ja in unserem Haus — sich in solcher Weise verabschiedete.“

Ueber Tromholts Gesicht zog ein Zug von ehrlicher Trauer. Er erinnerte sich der Worte Altens, der ihm geschrieben hatte, Snarre werde das kleine bürgerliche Mädchen, wenn's drauf ankomme, doch sitzen lassen! Aber obwohl ihm Dinas Worte jene Prophezeiung zu bestätigen schienen, wollte er solchen Verdacht ohne bessere Beweise doch zunächst nicht aufkommen lassen und sagte daher: „Graf Snarre ist bisweilen etwas unberechenbar, aber mit seinem Herzen hat das nichts zu thun. Ich glaube, die Schlüsse, die Sie ziehen, Fräulein Dina, sind nicht richtig, und um darüber so bald wie möglich Klarheit zu gewinnen, wählen Sie den von der Ericius'schen Familie stets befolgten Grundsatz unumwundener Offenheit und sprechen Sie selbst mit dem Grafen!“

„O nein, nein, Herr Tromholt. Es giebt Dinge, die so zarter Natur sind, daß Offenheit sie nur verschlimmert. Fühlt sich der Graf gedrängt, zu sprechen, gut, aber ich — ich sag's noch einmal — möchte am liebsten sogleich wieder abreißen, so dringend es mich verlangt, Ingeborg noch den letzten Liebesdienst zu erweisen.“ Dina wollte weiter reden. Aber sie vermochte es nicht; heiße Thränen traten ihr plötzlich in die Augen.

„Und doch ist es möglich, daß Sie sich irren, Fräulein Dina!“ befängigte Tromholt und drückte dem Mädchen voll herzlicher Theilnahme die Hand. „Nicht wahr?“ fuhr er in sanftem Ton fort. „Sie lieben den Grafen? Und wenn ich auch seine Gefühle für Sie nicht zu beurtheilen vermag, — daß der innere Kern in ihm gut ist, daß er Ihre Liebe trotz seiner etwas schwankenden Natur verdient, — dafür möchte ich meine Hand ins Feuer legen. Sie, gerade Sie, Fräulein Dina, sind die rechte Frau für ihn. Durch Sie würde er abstreifen, was Ungleiches noch an ihm hängt, Sie würden ihn zuletzt ganz vergessen machen, daß er Graf Snarre ist. Nur der im Grunde gute, brave Mensch würde zurückbleiben. Denken Sie, daß wie so manches sonst im Leben, auch ein solcher Besitz erstritten werden muß. Rechten Sie nicht mit ihm, selbst wenn er Ihnen wehgethan hat. Jedenfalls hören Sie ihn erst, ehe Sie ihn verdammen.“

„Ah, wie Sie sprechen, und wie wohl mir Ihre Worte thun, wie sie mir das fast verlorene Vertrauen zurückgeben, Sie bester, vortrefflichster Mann, der nur darauf bedacht ist, Freude und Segen um sich zu verbreiten!“ rief Dina stürmisch. „Haben Sie Dank! Und ich will Ihren Rath befolgen, ich fühle jetzt, daß es der richtige ist.“

19.

Ingeborg Elbe war in die Erde hinabgesenkt worden, und Dina Ericius und Graf Snarre saßen sich im Gasthof in der ersten Zimmer gegenüber. Eben hatte Tromholt, ein ihn in Anspruch nehmendes Geschäft vorschüßend, das Gemach verlassen und dadurch den beiden Gelegenheit gegeben, sich auszusprechen.

Am Abend vorher waren sie sich nicht begegnet, Dina hatte Tromholt vor seinem Fortgange gebeten, sie bei dem Grafen zu entschuldigen. Sie sei von den Eindrücken der Todesnachricht zu sehr ergrißen, auch von der Reise sehr abgelenkt und wolle sich deshalb bald zurückziehen. Beim Begräbniß hatten sie sich nur

aus der Ferne begrüßt, das Trauerbegängniß verlangte ohnehin eine ernste Zurückhaltung.

„Ich hätte wahrlich nicht gedacht, daß wir uns nach so kurzer Zeit in Kopenhagen wieder sehen würden,“ begann Snarre mit etwas künstlicher Leichtigkeit. „Jedenfalls gestatten Sie mir zunächst, Ihnen zu erklären, weshalb ich so rasch und ohne persönlichen Abschied reisen mußte.“

Dina schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Graf, lassen wir lieber Vergangenes ruhen! Sie werden Ihre Gründe gehabt haben, und ich achte dieselben, trotz unserer — ich gestehe es — starken Enttäuschung.“

„Ich möchte aber, da Enttäuschung sich leicht mit Mißstimmung verbindet, Ihnen gern eine Erklärung geben, mein hochverehrtes Fräulein. Daß Sie mir zürnen, fühle ich trotz Ihrer rücksichtsvollen Worte heraus. Und nicht wahr? Wir wollen doch gute, ehrliche Freunde bleiben, Mißverständnisse sollen uns nicht trennen?“

Diesmal antwortete Dina nicht. Sie suchte nur mit ernster Miene die Achseln.

„Sagen Sie mir, welche Gründe schoben Sie mir im Gegensatz zu den von mir schriftlich angegebenen unter, Fräulein Dina? Ich bitte Sie!“

Einen Augenblick besann sich Dina, dann erwiderte sie mit etwas größerer Zuversicht im Blick und Ton: „Da Sie mich fragen, will ich's nicht länger verschweigen, Herr Graf. Ich nahm an, Sie hätten einen Vorwand gebraucht, um plötzlich Ihnen lästig gewordene Beziehungen abzubrechen. Sie sind Herr Ihrer Schritte, aber ich finde, Sie hätten eine andere Form wählen können. Empfinden Sie Furcht, Unbehagen? Glauben Sie, wir würden Sie von Ihren Entschlüssen zurückhalten?“

Durch diese Rede ward Snarre äußerst betroffen, er erkannte jetzt erst die ganze Tragweite seines Benehmens und erschraf vor den möglichen Folgen einer so tiefgehenden Kränkung, die er nicht vorhergesehen hatte. Daher klang auch ein besonders warmer, überzeugender Ton durch seine Worte, mit denen er, ohne das formell Unrichtige seines Verhaltens zu bestreiten, den in der That unverdienten Vorwurf zu entkräften suchte.

„Ich gebe Ihnen mein Wort als Edelmann, daß Sie sich täuschen, Fräulein Dina. Nur etwas Wahres liegt in Ihren Worten, daß nämlich ein gewisses Unbehagen mir den Entschluß zu der plötzlichen Reise ohne Abschied eingab. Erlauben Sie, daß ich mich, da nun einmal die Dinge gegen meinen Willen sich so gestaltet haben, offen über alles ausspreche.“

Als ich an jenem Abend nach meinem letzten Besuch, da ich Sie zu sehen nicht das Glück hatte, den Gasthof betrat, fand ich dort die gewohnten ärgerlichen Briefe aus Limforden vor. Herr von Alten verlangte eine Antwort auf geschäftliche Fragen, und diese ihm zu ertheilen, war schriftlich nicht möglich. Es drängte mich insoforngebehen, so bald wie irgend angänglich, mit Tromholt Rücksprache zu nehmen, mit welchem ich seit längerer Zeit wegen des Verkaufs der Werke unterhandelte. Eine Aussprache mit ihm mußte meinen Auseinandersetzungen mit Alten vorhergehen. Deshalb beschloß ich, zunächst nach Kopenhagen zu reisen. Nachdem ich die Limforder Briefe gelesen, entfaltete ich die Zeilen, die Fräulein Elbes Tod meldeten, und ich begriff, daß Sie, Fräulein Dina, dadurch in eine sehr gedrückte Stimmung gerathen würden. Der natürliche Takt verbot mir unter solchen Umständen, mit Ihnen über die Dinge zu sprechen, die mir sehr am Herzen liegen. Ich aber war nicht mehr imstande, ferner so ohne Aussprache neben Ihnen herzuzugehen, und ich wußte, Ihre Frau Schwester, die ich ins Vertrauen gezogen hatte, würde es aus gleichen Gründen sehr vermeiden, Ihnen von meinen Wünschen zu reden. Deshalb zog ich es vor, mich zu entfernen, und folgte dabei zugleich einer — ich gestehe es — etwas selbstfüchtigen Laune. So, nun wissen Sie alles! Wenn Sie sich, und ich habe zahlreiche Beweise dafür, wie gut Sie sich in die Stimmung anderer Menschen hineinzuversetzen vermögen, in meine Lage denken, werden Sie — ich hoffe es — nicht zu scharf mit mir ins Gericht gehen.“

Snarre brach rasch ab und beobachtete den Eindruck, den seine Worte auf Dina machen würden. Aber es war nicht der, den er erwartet hatte.

Dina war sichtbar nicht befriedigt durch seine Erklärung, sie blickte, das Haupt bewegend, ins Leere und erhöhte durch ihr Schweigen Snarres Anruhe.



Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Liebeswerben.

Nach einem Gemälde von F. Andreotti.

„Sie schweigen! Sie glauben, daß ich Ihnen etwas verhehle, Fräulein Dina?“ begann er wieder und richtete einen bittenden, fast flehenden Blick auf das Mädchen.

„Ja, Herr Graf! Ich glaube, es war noch etwas anderes mit im Spiel, das Sie mir und vielleicht sich selbst verhehlen. Daß Sie uns nicht absichtlich kränken wollten, nehme ich als erwiesen an, aber gerade daß Sie es unbewußt thaten, daß Ihnen — hier stockte Dina und erröthete tief — „Ihr Herz nicht eine andere, zartere Form eingab, uns — mir Ihr Verhalten in einer jedes Mißverständniß ausschließenden Weise zu erklären, das —“

„Das? Fräulein Dina!“ rief er drängend, da sie aufs neue stockte.

„Das beweist mir, daß eben der kühle Verstand, ja sogar die flüchtige Laune eine stärkere Sprache bei Ihnen spricht, als das Herz, und daß das letztere in allen Fällen unterliegen muß, wo die ersteren sich einmischen, und das“ — wieder unterbrach sich Dina und Thränen zitterten in ihren Augen, als sie schloß: „das — schnitt mir ins Herz, Herr Graf —“

„Dina!“ rief Snarre, indem er ihre Hände, die sie, um ihm ihre Thränen zu verbergen, vor das Gesicht geschoben, ergriff und mit Küffen bedeckte — „Dina, mein süßes, süßes Kind! Sag, hast Du mich lieb und glaubst Du, daß es die Sprache des Herzens ist, wenn ich Dich frage: Willst Du die Meine sein, mein Weib, mein guter Kamerad fürs ganze Leben? Willst Du, Dina?“ — und er sank in übermächtiger Bewegung vor ihr auf die Kniee.

„O, stehen Sie auf, ich bitte Sie, Herr Graf!“ flüsterte Dina aufs höchste verwirrt, indem sie ihm mit abgewandtem Blick ihre Hände zu entziehen suchte.

Aber er preßte sie nur um so fester an sich. „Nicht mehr Herr Graf, nenne mich nicht so, Dein bester Freund ist es, der vor Dir kniet, und von diesem Augenblick an Dein Bräutigam, wenn Du ihn erhörst. O, wende Deine Augen nicht fort, laß mich die Thränen, die meine Schuld ihnen entlockt und die mir doch ein Beweis Deiner Liebe sind, wegwässern! Dina, ich siehe Dich an, sprich, willst Du mein sein?“

Da wendete sie ihr Haupt, unter Thränen lächelnd, glückselig ihm zu. „Ja, ja —“ klang es von ihren Lippen, und das Wort riß ihn vom Boden empor, selig zog er die nicht mehr Widerstrebende an seine Brust und drückte heiße Küsse auf ihre Lippen.

Zu Tromholt ins Comptoir trat am Vormittag des nächstfolgenden Tages Graf Snarre. In seinem Angesicht spiegelten sich die Eindrücke des Geschehenen lebhaft wieder. Fröhlich strahlende Augen verriethen, welch glückliche Empfindungen ihn beherrschten. Mit herzlicher Wärme verkündete er Tromholt seine Verlobung.

„Zawohl, Tromholt,“ sagte er, „wo zwei Menschen glücklich werden, da müssen Sie das Ihrige mit dazu beitragen. Seit gestern weiß ich, wie Sie bei meiner Braut für mich eingetreten sind; ohne Ihren freundlichen Zuspruch wäre sie gleich nach meiner Ankunft vor mir geflohen, und wenn sich die Mißverständnisse inzwischen so rauch und befriedigend geklärt haben, so danke ich das Ihnen. — Doch jetzt, mein hochverehrter Freund, zu anderen Dingen! Da ich meiner mir vorausgereisten Braut versprochen habe, baldmöglichst nach Kiel zurückzukehren — und Sie begreifen, wie sehr mich danach verlangt — was thun wir mit den Limforder Werken? Ich will sie jetzt um so eher und unter allen Umständen veräußern. Ich bitte, helfen Sie mir! Sehen Sie, ich habe einen Plan, der, wie ich glaube, uns allen dienen kann. Bilden wir eine Aktiengesellschaft! Ich will für eine Zeitdauer von fünf Jahren eine Zinsgarantie von fünf Prozent übernehmen, das macht bei einer halben Million Thaler fünfundzwanzigttausend Thaler, also während fünf Jahren hundertfünfundzwanzigttausend Thaler. Mit dieser und nöthigenfalls mit der doppelten Summe will ich mich selbst, wenn Sie sich zur Uebernahme der obersten Leitung verstehen, als Aktionär betheiligen, und mein Aktienbesitz soll, abgesehen von meiner sonstigen Haftbarkeit, als Bürgerrecht dienen und bei einer Bank zu Gunsten der Aktionäre niedergelegt werden. Ich will nur nichts mehr mit der Verwaltung zu thun haben — nichts, gar nichts mehr von den Werken hören und sehen als den jährlichen Rechenschaftsbericht. Sie können dann auch Ihren Schwager, Herrn von Alten, mit dem ich, wie Sie wohl erfahren haben, inzwischen schwer auszugleichende Meinungsverschiedenheiten hatte, dort verwenden. Ich

möchte ihn natürlich nicht brotlos machen und will auch gleich bemerken, daß ich unter allen Umständen mich umgesehen haben würde, ihm etwas Einträgliches zu verschaffen. Schon die Rücksicht auf Sie und Ihre von mir sehr verehrte Frau Schwester würde mich dabei geleitet haben. Nun, Tromholt, was meinen Sie?“

Tromholt, der Snarre bisher ruhig zuhörend gegenübergesessen hatte, war während der letzten Sätze aufgestanden und langsam auf- und abgegangen.

„Es ist eines,“ erwiderte er, „was mich Ihr Anerbieten in Betracht zu ziehen zögern läßt, Herr Graf. Sie legen besonderes Gewicht auf meine Person, ich aber —“ bei den folgenden Worten blieb Tromholts Miene durchaus unverändert, während Snarre erschrocken zusammenfuhr — „werde schon deshalb mich nicht betheiligen können, weil es neuerdings mit meinem Auge sehr schlecht steht und ich genöthigt bin, mich einer Operation zu unterwerfen, deren Erfolg sehr zweifelhaft, die aber nach dem Ausspruch der Aerzte das einzige Mittel ist, mich vor völliger Erblindung zu bewahren. Ja, ja, lieber Herr Graf, ich darf mich dieser Erkenntniß nicht länger verschließen, und was dann? Vielleicht hoffentlich kann ich auch ferner noch mein hiesiges Geschäft fort setzen, aber die Verantwortung für Limforden und Trollheide zu übernehmen, ist unmöglich, obgleich sie mir an sich nahe stehen da ich der Schöpfer des Gedankens bin und das allerlebhafteste Interesse an dem Gelingen habe. Sie verstehen das, nicht wahr?“

Und ehe noch Snarre seiner Bestürzung Ausdruck zu geben vermochte, fuhr er fort:

„Ich sollte aber denken, Ihr Plan ließe sich auch ohne mich ausführen, und da nun so greifbare und, wie ich gestehe, das Zustandekommen sehr erleichternde Vorschläge von Ihnen gemacht sind, denke ich, daß hiesige Kapitalisten nicht mehr zögern werden. Die Sache ist gut, der Absatz ist gesichert und in stetem Steigen begriffen, auch die Seen sind nunmehr sämmtlich trocken geleeget und für die Bepflanzung reif. Der Ertrag wird bei günstiger Ernte bereits im nächsten Jahr ein sehr erheblicher sein, also alle Aussichten liegen günstig. Warum sollten die Banken zögern? Lassen Sie es meine Aufgabe sein, das Geschäft mit ihnen zu Ende zu führen. Ich kenne ja die Dinge dort und hier sehr genau. Sie sollen von mir brieflich über den Gang der Verhandlungen auf dem laufenden erhalten werden, und wenn ich, wie es meine feste Absicht ist, demnächst noch vor der entscheidenden Operation für die man mir den Kieler Professor Völkers empfohlen hat, nach Limforden komme, die Meinigen noch einmal, vielleicht zum letztenmal zu sehen, so hoffe ich, Ihnen den glücklichen Abschluß melden zu können.“

Snarre machte ein überaus befriedigtes Gesicht und in seiner kleinen, aristokratischen Gestalt trat eine lebhafte Bewegung. Etwas beschäftigte ihn jedoch noch. „Und was wird aus Alten?“ wandte er zögernd ein.

„Sorgen Sie nicht für Alten,“ erwiderte Tromholt, „er soll kein Hinderniß für Ihre Entschlüsse bezüglich Limfordens sein. Ich werde meinen Schwager hier in meinem Geschäfte anstellen, ja, ich muß dies unbedingt, wenn ich mein Auge auch nicht verlieren sollte. Auch in diesem günstigsten Fall werde ich in Zukunft jede meine Sehkraft übermäßig anstrengende Thätigkeit vermeiden müssen. Aber ganz ohne Geschäft kann ich nicht leben, auch wenn mir meine materiellen Mittel dies erlaubten; stillsitzend vermag ich nicht mein Geiſt muß Bewegung haben, auch wenn es für immer Nacht vor meinen Augen werden sollte. Da ich mir denn Alten ein willkommenes, ja geradezu ein unentbehrliches Führer!“

Snarre hörte staunend zu. Welch eine Kraft der Entschlossenheit und zur Unterwerfung in das Unvermeidliche besaß dieser Mann! Er überwand das Schwerste durch seine Willensstärke.

Nach Snarres Abreise war Tromholt ganz von der Beschäftigung mit Ingeborgs Nachlaß und der ihm von dem Grafen übertragenen Angelegenheit in Anspruch genommen. Rascher, als er dies selbst gehofft hatte, führte er die letztere zu einem befriedigenden Ende, dank dem großen Ansehen und Vertrauen dessen er in der Geschäftswelt Kopenhagens sich erkaufte. Ungleich schwamm nach einem ergreifenden Abschied von dem Manne, der er das Leben gerettet hatte, um ein neues von ihm zu empfangen

mit der ihm vor der Abreise angetrauten Agnes bereits auf hoher See. So stand denn auch Tromholts Fahrt nach Limforden und Kiel kein Hinderniß mehr im Wege. Die Aerzte, welche ihm die Befragung ihres dortigen berühmten Fachgenossen empfohlen hatten, ratheten dringend, nicht länger mit dem entscheidenden Schritt zu zögern, und er selbst fühlte es, daß Eile noththue.

Der starke, zielbewußte Mann befand sich in einer unbeschreiblichen Stimmung. Zum erstenmal in seinem Leben vielleicht schwante er in seinen Entschlüssen bezüglich dessen, was für ihn in der nächsten Zukunft zu thun sei. Herz und Vernunft, Pflicht und Liebe stritten in ihm den schwersten Kampf, über dessen Ausgang er sich selbst nicht klar wurde.

Einstweilen konnte er nach dem Inhalt der Schriftstücke, die Ingeborgs letztes Vermächtniß an ihn bildeten und die er immer und immer wieder in sein Gedächtniß zurückerief, kaum länger zweifeln, daß Susanne ihn liebe, sich in heimlicher Sehnsucht nach ihm verzehre und daß sie, wenn auch zu stolz, den ersten Schritt zu thun, doch einer Werbung von seiner Seite freundigen Herzens zustimmen würde. Oder war es möglich, daß Dina sich selbst und Ingeborg getäuscht hätte? — Nein, nein, ihre Briefe an die nun hingegangene Freundin trugen unverkennbar den Stempel unmittelbarer Beobachtung. Und wie hätte ihn Ingeborg in ihrer Todesstunde zum Mitwisser eines Geheimnisses machen können, von dessen Wahrheit sie nicht selbst völlig überzeugt war, sie, die ihm damit das größte Opfer darbot, das ein Weib dem Manne, den sie liebt, zu bringen vermag!

Sein eigenes Herz sagte es ihm selbst tausendmal: „Eile zu ihr, sie liebt dich! Verlängere nicht ihre Qual und die deine. Lange genug habt ihr beide in gegenseitiger Entfagung gelitten, euch ferne von einander in stummem Gram verzehrt. Nun winkt euch das Glück, das höchste, das ihr ersehnt!“

Wie gerne wäre er der Stimme des Herzens gefolgt, hätten nicht Vernunft und Pflichtgefühl ihren Einspruch dagegen erhoben! Durfte er bei dem Entschlichen, mit dem ihn die Zukunft vielleicht bedrohte, ihr Leben jetzt noch an das seinige, an das eines Blinden fesseln? Würde sie nicht, wenn sie jetzt auch diesen Einwand nicht gelten ließ und seine Werbung annahm, später, wenn das Gefürchtete wirklich eintrat, den Schritt doch bereuen, und würde er selbst sich nicht bittere Vorwürfe zu machen haben, wenn er ihr freiwilliges Opfer hinnahm, Vorwürfe, die ihm sein ohnehin hartes Los noch schwerer erträglich machen würden? Konnte er ihr jetzt noch das Glück an seiner Seite bieten, das sie nach seiner Ansicht verdiente?

Solche Fragen beantworteten Pflicht und Vernunft mit einem graufamen Nein! Freilich, es kam dazwischen auch noch eine andere Stimme zum Wort, die Stimme der Hoffnung. Wenn die Operation gelänge, wenn das Gefürchtete nicht einträte, dann, ja dann! Aber diese Stimme klang nur schwach und schüchtern. —

So trat Tromholt die Reise an. Der vorläufige Entschluß, zu dem er gekommen war, ging dahin, erst in Limforden das Geschäft zum Abschluß zu bringen, einige Tage bei den Seinigen dort zu verweilen und sich dann in Kiel, ohne Susanne vorher gesehen und gesprochen zu haben, der Operation zu unterziehen, von deren Erfolg alles Weitere abhing.

Er hatte den Grafen Snarre und Alten von seiner Ankunft telegraphisch benachrichtigt und traf daher den ersteren, hochbefriedigt über den Gang, den die Dinge genommen hatten, gleichfalls in Limforden.

Die ersten Tage seines Aufenthalts dort waren einer eingehenden Besichtigung der Werke gewidmet, die Tromholt im besten Stand fand, sowie der Inventuraufnahme, dem Verkehr mit den Kaufleuten, kurz allem, was auf eine rasche, alle Theile befriedigende Erledigung dieser dem Grafen wie ihm selbst gleich sehr am Herzen liegenden Angelegenheit hinzielte. Nachdem dies erledigt war, kehrte der Graf nach Schloß Snarre zurück und Tromholt blieb bei Alten in Limforden.

Das Glück, den langentbehrten Bruder und Schwager wieder bei sich zu haben, die frohe Aussicht, bald ganz mit ihm vereinigt zu sein, verlegten Bianca und ihren Gatten in eine überaus gehobene Stimmung; der letztere vergaß darüber sogar, dem in seinem Herzen angehäuften Groll gegen Snarre in seiner gewohnten schlaffen Weise dem Schwager gegenüber Ausdruck zu geben. Nur die Sorge um die nächste Zukunft, die Gefahr, der Richard entgegenging, warf einen Schatten über dieses glückliche Zusammensein. Auch auf

Tromholt wirkte der Aufenthalt im Alteschen Familienkreis überaus wohlthuend, der Zwist in seinem Innern beruhigte sich, und eine vertrauliche Aussprache mit Bianca, wobei er der Schwester von Ingeborgs Vermächtniß Kenntniß gab, brachte in ihm den Entschluß zur Reise, nun doch noch einmal im Ericiuschen Hause vorzusprechen, bevor er den schweren Gang antrat, der ihn vielleicht in ewige Nacht hüllte. Er wollte Susanne, zu der ihn sein Herz mit so heißer Sehnsucht hinstieg, wenigstens noch einmal vor „des Lichtes ewigem Schwenden“ sehen.

Von Biancas und Altes Segenswünschen begleitet, reiste er einen Tag vor dem für die Operation festgesetzten nach Kiel ab.

* * *

Im Ericiuschen Hause hatte sich inzwischen etwas zugezogen, von dem Tromholt keine Ahnung haben konnte. Während Dina bei der Beerdigung Ingeborgs in Kopenhagen weilte, war jener Brief, den Ingeborg für Dina hinterlassen und Tromholt nach Kiel abgehandelt hatte, dort eingetroffen. Susanne, die, wie auch ihre Mutter, in einiger Besorgniß um Dina war, da diese allein ohne jeden Schutz die Reise unternommen hatte, und die nun begierig auf eine beruhigende, ihre glückliche Ankunft dort meldende Nachricht wartete, nahm diesen Brief dem Postboten aus der Hand und, überzeugt, daß es der so sehnlich erwartete sei, vielleicht auch in der Hoffnung, er werde etwas auf Tromholt Bezügliches enthalten, öffnete sie ihn, ohne näher auf die Adresse zu sehen.

Nun hatte Susanne zwar gleich nach dem Lesen der ersten Zeilen Ingeborgs Handschrift und damit ihren Fectum erkannt, allein sie sah auch ihren eigenen Namen in Verbindung mit dem Tromholts des öfteren wiederkehren, und so, von einer seltsamen Unruhe und der Begierde, etwas von Tromholt zu erfahren, beherrscht, vergaß sie alle Bedenken über die Berechtigung ihres Thuns und las den für ihre Schwester bestimmten Brief.

Er war mit schwacher, zitternder Hand geschrieben und lautete: „Meine geliebte Dina!“

Wenn Du diese Zeilen erhältst, wird die, welche sie geschrieben hat, zu der ersehnten Ruhe eingegangen sein, die sie in diesem Leben nicht finden konnte; denn es ist mein Wille, daß dieser Brief erst, wenn ich die Augen für immer geschlossen habe, in Deine Hände gelangt. Ich fühle, daß der Augenblick nicht mehr fern ist, ich sehe ihm ohne Furcht und Schrecken entgegen, der Tod naht sich mir als ein Erlöser von schwerer Qual. Und doch möchte ich auch mit diesem Leben versöhnt in jenes andere, bessere hinübergehen. Wenn ich daher allen, die mir hier Böses gethan haben, von ganzem Herzen verzeihe, wie viel mehr muß mir daran liegen, denen, die mir Wohlthäter und Freunde waren, ein dankbares Gedächtniß zu hinterlassen!

Was ich hier Gutes genossen, das danke ich in erster Linie Herrn Richard Tromholt, in dessen Haus ich eine schützende Zuflucht gefunden habe und ein sanftes Sterbelager zu finden hoffe, ihm, dessen Liebe ich nicht werth war, und der mir doch sein reiches, großmüthiges Herz erschloß, wie ein Bruder für mich sorgte, — und sodann Dir, deren Freundschaft mir treu blieb bis ans Ende und mir so manche Stunde des Leidens gemildert hat.

Euch beide möchte ich so gern glücklich wissen, Tromholt und Dich. Du, Dina, hast ein reines, frohes Gemüth. Möchtest Du den Mann finden, der seine Schätze zu würdigen weiß und Dich so glücklich macht, wie Du's verdienst, wie ich es wünsche! Und Du wirst ihn finden, ich weiß es, ich ahne es, Sterbende sind fernsichtig. —

Aber Tromholt? Er ist ein Mann der strengen Pflichterfüllung, eine edle, starke Natur, die, wo sie sich verkannt glaubt, sich entsagend auf sich selbst zurüchzelt, ihre Qual gewaltsam beherrscht und das Glück, wenn es sich bietet, zu haßchen verjäumt. Was kann ich für ihn thun, ich, das schwache Weib, für ihn, den starken, zielbewußten Mann! Manche schlaflose Nacht hab' ich darüber nachgedacht, vergebens, und erst der nahe Tod hat mir die rechte Antwort auf meine Frage gegeben. Ja, ich kann es, und es ist meine Pflicht, es zu thun, selbst wenn ich damit das Geheimniß, das mir die Freundschaft auferlegt, breche und damit einen Treubruch begehe gegen Dich. Ja, gegen Dich, Dina! Höre meine Beichte und verzeihe mir, wenn Du kannst, verzeih' Deiner sterbenden Freundin, die Dich so sehr geliebt hat, Dich und — — — Doch höre:

Tromholt liebt Susanne seit dem Augenblick, da er sie zuerst sah, und keine noch so bittere Erfahrung, kein noch so starkes Weh, das sie ihm angethan, hat diese Liebe je zu verwischen, je auch nur abzuschwächen vermocht. Sein Herz gehört ihr, sehnt sich nur nach ihr und wird ihr gehören, so lange es schlägt. Ein Mann wie Tromholt kann nur einmal lieben! Bleibt diese Liebe unerwidert, wie er es von der seinen glaubt — denn der Schein, Dina, täuscht auch die Stärksten — so trägt er die Wunde immer in der Brust mit sich herum, und eben weil er die Blutung nach außen durch seinen starken Willen abdammt, so verblutet sich sein Herz langsam nach innen! O, meine geliebte Dina, weißt Du, wie weh das thut? —

Ich weiß es, ich sah, wie er um sie litt. Ob er gleich seine Qual wie ein Held verberg, ich sah sie und ich besaß das erlösende Wort, das diese Qual beschwört hätte, besaß es in Deinen Briefen, Dina, und durste es nicht aussprechen. Ich durste nicht, nein, aber auch mein eigenes Herz sträubte sich dagegen, es gab Augenblicke, wo ich, von schwerer Selbstsucht befangen, seine Liebe verwünschte und die, der er sie geweiht, darum benedete, haßte. Diese Selbsterkenntniß liegt in der Todesstunde wie eine schwere Schuld auf meinem Gewissen, Dina, ich darf, ich kann sie nicht mit hinübernehmen ins Jenseits, wenn mir der ewige Richter dort vergeb soll.

Soll Tromholt sich noch länger in stummem Schmerz verzehren, da Susanne, wie Du mir schreibst, ihn wieder liebt, und — wie könnte es auch anders sein! — mit derselben ungefüllten Sehnsucht nach ihm verlangt? Sollen sie beide für alle Zukunft unglücklich sein, weil ihnen diese Liebe gegenseitig ein Geheimniß ist? Nein, Dina, das kann, das darf nicht sein, das will der Himmel nicht, Du selbst mußt es begreifen, und mir ist es in diesen Schmerztagen zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Wie eine Erleuchtung von oben, vor der jede irdische Verpflichtung weichen muß, kam es über mich, ihr will ich folgen, ihr allein, und wenn der Tod seine Hand nach mir ausreckt, dann will ich Tromholt Deine Briefe, die ihm das Geheimniß von Susannens Liebe enthüllen, als mein letztes Vermächtniß in die Hand legen.

Und nun, liebe Dina, hab' ich mein Herz vor Dir ausgeschüttet, ich weiß, Du verzeihst mir.

Meine Kräfte schwinden, der Husten kehrt wieder, meine Hand vermag die Feder nicht länger zu halten, es ist das Letzte, was sie in diesem Leben geschrieben.

Leb' wohl, Theure, Liebe, meine nicht um mich! Mir ist wohl! Seid glücklich, alle, alle, und gedenket zuweilen in Liebe Eurer Ingeborg."

Susanne hatte die Schlussworte dieses Briefes nicht mehr gelesen. Bei der Stelle über Dinas Briefe an Ingeborg, die das Geheimniß ihrer Liebe enthielten, war ihre anfängliche Ergriffenheit einem jähen Ausbruch der Scham und des alten Trostes gewichen. Sie hielt sich von Dina für verrathen, vor Ingeborg und Tromholt gedemüthigt. Was Ingeborg von Tromholts Liebe zu ihr schrieb, hielt sie für nicht mehr als einen Hohn des Mitleids, ein Almosen, das sie nicht begehrt hatte. Ein unbändiger Born gegen Dina, Ingeborg, Tromholt, ja gegen sich selbst erfaßte sie, alle Reue und Sehnsucht war vergessen, sie war wieder ganz die alte, stolze, trostige Susanne von damals, welche die Perle, die sich ihr darbott, mit Füßen trat und nach dem Kiesel griff.

Mitten in diese innere Erregung hinein kam Dinas Botschaft von ihrer Verlobung mit Snarre, von einem Brief des letzteren begleitet, der die Genehmigung der Familie für sein und Dinas Vorgehen in höflichster Form nachsuchte und dabei auch auf sein früheres Gespräch mit Susanne Bezug nahm. Frau Ericus war so erfreut über dieses nach dem jüngsten Zwischenfall kaum mehr erwartete Ereigniß, daß sie darüber die Zeichen nervöser Unruhe in dem Benehmen ihrer älteren Tochter völlig überfaß. Auch vermochte sich Susanne in der ersten Zeit nach Dinas Rückkehr soweit zu beherrschen, daß sie dieser mit einer flüchtigen Entschuldigung Ingeborgs Brief übergab, ohne ihre Kenntniß des Inhalts zu erwähnen. Selbst Dina bemerkte in ihrem jungen Glück nicht die Wolken, die über der Stirn ihrer Schwester lagen, die Kälte ihrer Glückwünsche, die Gefälligkeit, mit der sie ihr und dem Grafen auswich und sich oft tagelang in ihr Zimmer einschloß.

Von Tag zu Tag erwartete Dina Tromholts Anfunft; nur die Trauer um Ingeborg konnte ihn nach ihrer Ansicht so lange

zurückhalten, sie hatte gehört, daß er in Limforden sei, nun mußte er doch bald kommen! Und die kindliche, glückliche Dina träumte bereits von einer Doppelhochzeit. Es wurde ihr schwer, ihr Geheimniß für sich zu behalten, es nicht wenigstens anspielungsweise ihrem Bräutigam, namentlich aber Susanne selbst, zu verrathen, und gerade dieser gegenüber wurde es ihr schließlich, da Tromholt immer nicht kam, zu schwer. Sie konnte nicht umhin, die Möglichkeit seines Besuchs unter Hinweis auf Ingeborgs Briefe mit allerlei schelmischen Bemerkungen anzudeuten.

Da erst kam Susannens lang verhaltener Unmuth zum vollen Ausbruch. Sie machte Dina die heftigsten Vorwürfe über ihre Rücksichtslosigkeit, nannte ihre Behauptungen schändliche Lügen und ging so weit, von ihr zu verlangen, daß sie sofort an Tromholt schreibe, das Mißverständniß aufkläre und ihm mittheile, sie, Dina, habe sich getäuscht, zu voreilig geurtheilt, er möge ihren brieflichen Mittheilungen an Ingeborg, soweit sie sich auf Susannens Gemüthszustand bezögen, keinen Glauben beimessen und sich von ihnen namentlich nicht zu Schritten hinreißen lassen, die ihm nur schwere Enttäuschung bereiten würden.

Das aber war auch Dina zu viel. Anfänglich eingeschüchtert durch die Maßlosigkeit von Susannens Anklagen, gerieth sie bei dieser letzteren Zumuthung selbst in leicht begreifliche Erregung. Sie hatte das Beste gewollt und sah nun sich und die verstorbene Freundin in dieser Weise verunglimpft. Das war zu viel, das ging über ihre Geduld, und in gereiztem Tone wies sie Susannens Vorwürfe zurück. Sie nahm keinen Anstand, ihr ins Gesicht zu sagen, daß sie sich nicht getäuscht habe, daß das, was sie Ingeborg geschrieben, keine Lüge, sondern Wahrheit sei, von der sie kein Wort zurücknehme, die sie auch den heftigsten Widersprüchen Susannens zum Trotz aufrecht erhalte.

Die Leidenschaftlichkeit der beiden Schwestern hatte ihren Höhepunkt erreicht, als Tromholts Besuch gemeldet wurde.

"Nein, nein," rief Susanne, "ich kann, ich will ihn nicht sehen! Empfange Du ihn, Du bist's ja, die ihn gerufen hat, nicht ich! Nun sieh zu, wie Du mit ihm fertig wirst, und wenn Du nicht den Muth hast, ihm offen Deinen Irrthum zu bekennen, so mag ihn meine Abwesenheit davon überzeugen, daß es nicht wahr ist, wenn Du behauptest, ich gräme mich um ihn und er dürfe nur kommen und mir seine Liebe als ein Almosen anbieten, wie man's aus Mitleid einer Bettlerin darreicht. Nein, nein, ich will kein Almosen von ihm!"

Und was auch Dina thun mochte, die Erregte zu beruhigen, ihren unfinnigen Verdacht zu widerlegen und sie zu beschwören dem alten Freund des Hauses gegenüber wenigstens die äußere Form zu wahren, Susanne hörte nicht mehr auf sie und verließ eilenb's durch eine Seitenthür das Gemach, um sich in ihrem Zimmer einzuschließen.

Tromholt hatte im Gange noch die Stimme Susannens vernommen, ohne jedoch den Sinn der Worte, die so heftig herausgestoßen wurden, zu verstehen; um so mehr überraschte es ihn, Susanne bei seinem Eintritt in das Gemach nicht dort zu finden, auch entging ihm nicht die Spur großer Erregung in Dinas Zügen, als ihm diese mit einem traurigen Lächeln auf den Lippen und thränenumflorten Augen entgegenkam und ihm herzlich die Hand drückte.

Eine dunkle Ahnung kam sogleich über ihn. "Was ist geschehen?" fragte er. "Ist Ihre Frau Schwester krank, oder Ihre Mutter — den Grafen habe ich noch heute gesehen — oder was sonst kann Ihnen so großen Kummer bereiten?" Und da Dina schwieg, fuhr er eindringlicher fort: "Bertheilen Sie mir nichts, Fräulein Dina! Was ist vorgefallen? Ich sehe, es wird Ihnen schwer, mir's zu sagen. Ich hörte die Stimme Ihrer Frau Schwester, sie klang zornig und aufgereg. Warum? — Betrifft es mich, meinen Besuch? — O bitte, sprechen Sie, sagen Sie mir die volle Wahrheit, auch wenn —"

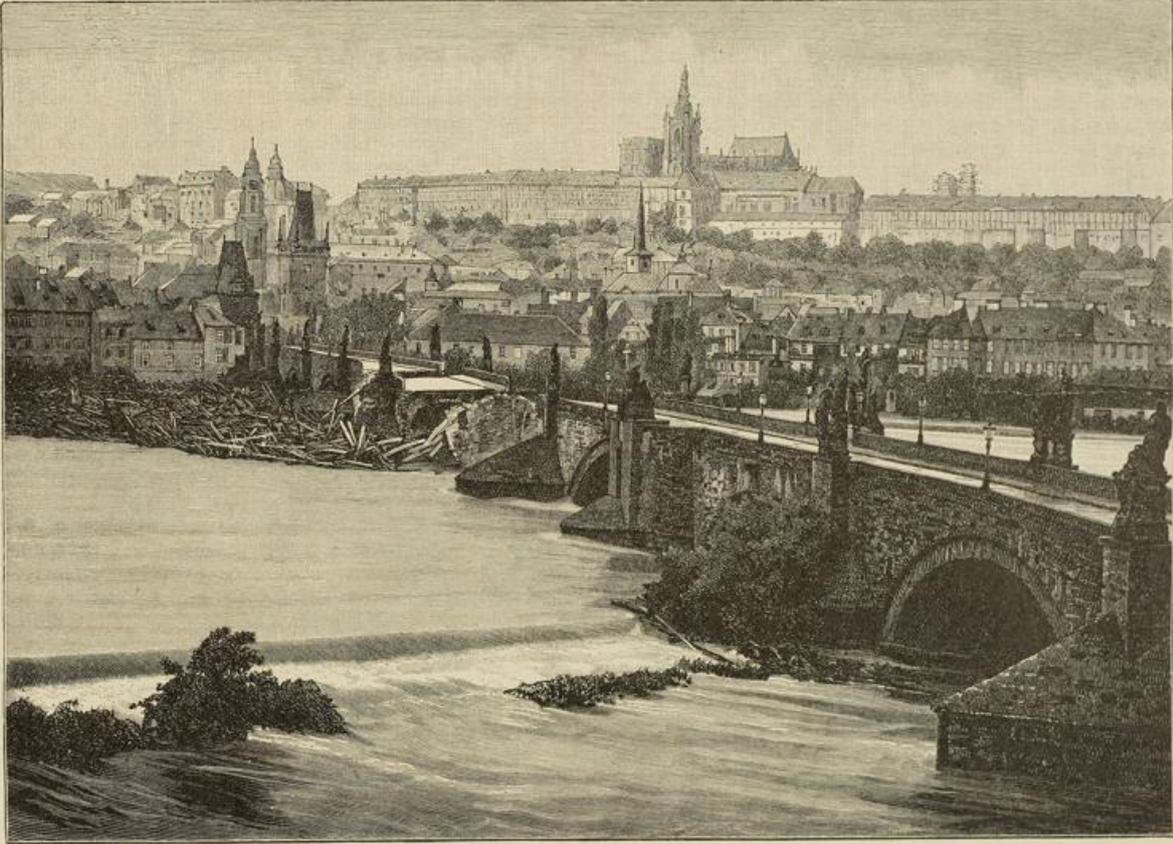
Er vollendete den Satz nicht, aber unwillkürlich preßte er die Hand aufs Herz, immer deutlicher wurde in ihm das Vorgefühl einer schweren Enttäuschung, die ihm bevorstand, er empfand es wie einen stehenden Schmerz in der Brust.

Dina sah ihn mit mitleidsvollem Blick an. "Ja, Herr Tromholt," begann sie endlich, "es ist ein großes Unglück geschehen. Zwar Mama ist gesund, sie wird es bedauern, nicht hier zu sein und mein Bräutigam desgleichen, aber Susanne — Susanne — ach, Sie haben es ja schon errathen —"

„Was ist Frau Susanne?“ fragte Tromholt hastig; noch sträubte sich sein Herz, an das Schreckliche zu glauben, daß seine Ahnung sich bestätigen sollte.

„Susanne,“ erwiderte Dina stotternd — „sie ist nicht mehr hier — ist im Zorn fortgegangen, da Sie kamen. Ich muß Ihnen einen großen Schmerz anthun, Herr Tromholt, einen Schmerz, den ich mit ganzer Seele theile, um so mehr, als ich es bin, die ihn verschuldet hat. Gott weiß, daß ich nur das Beste gewollt habe! Susanne hat durch einen Zufall von Ingeborgs letztem Brief Kenntniß bekommen, sie weiß, was ich der Freundin über sie geschrieben, weiß, daß die betreffenden Briefe durch Ingeborgs Vermächtniß in Ihren Händen sind. Und darüber ist sie außer

nehmen, so deutlich aus Ihren Worten, Ihren Thränen spricht! Auch gegen Ihre Frau Schwester hege ich keinen Groll, so sehr ich das Mißverständniß beklage, dessen Opfer sie ist. Denn nicht in der Absicht, die sie voraussetzt, bin ich hierher gekommen. Was, was Sie Ingeborg Elbe geschrieben haben, auf einer Täuschung beruhen oder nicht, es war gut gemeint, ich danke Ihnen dafür und der Entschlafenen, die mir damit noch in der Todesstunde etwas Gutes thun wollte. Aber nimmermehr hätte mich das veranlaßt, heute um die Hand Ihrer Frau Schwester zu werben, geschweige denn ihr die meinige in dem Sinne anzubieten, den ihr gekränkter Stolz mir zutraut. Die Gründe, die mich davon abhielten, liegen in meiner Gesundheit. Die Besorgniß um sie



Die Karlsbrücke in Prag nach dem Einsturz am 4. September 1890.

Nach einer Momentaufnahme.

sich, sie hält sich für verrathen, betrogen, vor Ihnen gedemüthigt. Ihr gekränkter Stolz hat jedes bessere Gefühl in ihr erstickt, jedes vernünftige Urtheil getrübt. Sie glaubt nicht an Ihre Liebe, meint, Sie wollten sie ihr jetzt nur aus Mitleid wie ein Almosen darbieten. Sie verlangt, daß ich meine Mittheilungen an Ingeborg widerrufe, sie für eine Lüge erkläre. Und doch weiß ich, daß sie wahr sind, auch wenn sie selbst es nicht zugeben will. Ihr Stolz ist eben stärker als alles andere und — ich fürchte — er wird es bleiben, bis es zu spät ist, bis wie schon einmal die Neue nachkommt. O, verzeihen Sie mir das Weh, das ich Ihnen zugefügt habe, und vergeben Sie, wenn Sie können, auch meiner Schwester, die sich selbst am tiefsten unglücklich macht.“

Bei diesen Worten flossen Thränen über Dinas Gesicht. Tromholt aber, so groß auch sein Schmerz war, beherrschte sich gewaltsam, um den ihrigen nicht zu verschärfen, und mit ruhiger, nur von einem leisen Hauch der Trauer durchzitterter Stimme erwiderte er: „Wie könnte ich Ihnen zürnen, Fräulein Dina, da doch die Theilnahme, die Sie an meinem Schicksal

hat mich nach Kiel geführt; ich habe den Professor Völkers wegen meines Augenleidens zu Rathe gezogen, und da die Kur, die er mir vorschlägt, mich voraussichtlich auf eine längere noch nicht bestimmbare Zeit von jedem Verkehr mit den Menschen ausschließen wird, so wollte ich nicht an diesem Haus vorübergehen, ohne Sie, Ihre Frau Mama und — ja ich gestehe es, vor allem auch Frau Susanne noch einmal zu sehen.“

„Um Gotteswillen, Herr Tromholt, Ihr Auge?“ rief Dina, völlig niedergeschmettert über diese Nachricht, die ihr Graf Snarre bisher schonend verschwiegen hatte.

„Beruhigen Sie sich!“ befänktigte Tromholt. „Ja, es handelt sich um mein Auge, und ich selbst bin schuld, daß sich sein Zustand durch die Anstrengung, die ich ihm zumuthete, in einer Weise verschlimmert hat, die vielleicht einen operativen Eingriff notwendig macht. Ich sage „vielleicht“, denn alles Weitere hängt vorerst noch von dem Ermessen des Arztes ab. Und nun leben Sie wohl, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mama und berichten Sie ihr, wie sehr ich es bedauere, sie nicht angerufen zu haben! Grüßen Sie auch Frau Susanne und sagen Sie ihr,

Susanne stieg empor. Oben angelangt, zauderte sie zwar noch einen Augenblick, die Hände aufs Herz pressend, als ob sie die Blutwellen, die sich dagegen drängten, zurückhalten wollte — dann aber ein festes Klopfen — von innen ein lautes „Herein!“ — und sie schritt über die Schwelle.

Tromholt, der bei Susannens Eintritt aufrecht im Zimmer stand und bei seiner Kurzsichtigkeit die Eintretende nicht sofort erkannte, streckte bei dem Ton der ihm bekannten Stimme unwillkürlich die Hand nach dem Tische aus. In ihren Mienen aber spiegelte sich ein Ausdruck wieder, als ob ein angstvoll Flehender vor seinem Herrn erscheine und durch stumme Blicke im voraus Nachsicht für sein Kommen erbittet. Und dennoch war sie es, die sich zuerst wieder fasste und auf seine in höchster Ueberraschung hervorgehobene Frage: „Wie ist's möglich? Sie sind es, Frau Gräfin, Sie hier, bei mir?“ leise zwar, aber doch mit festem, bestimmtem Ausdruck erwiderte:

„Ja, ich bin es, Tromholt, und ich begreife, daß Sie mein Kommen überraschen muß, ja, ich dürfte mich selbst nicht wundern, wenn Sie mir darob zürten, da ich kein anderes Recht und keinen anderen Grund dafür anzuführen weiß, als daß ich dem Drang meines Herzens gehorchte, der stärker war als alle Bedenken, die ein solcher Schritt erwecken muß.“

Die Dual, die mein Inneres zermarterte, noch ehe ich Ihren Brief in Händen hielt, wäre schon genügend, diesen Schritt zu rechtfertigen. Nun ich aber den letzten, jeden Zweifel zerstörenden Beweis Ihrer Liebe erhalten habe, der mich erkennen ließ, welch ein edles großes Herz ich gekränkt, da ließ es mir keine Ruhe mehr.

Als Sie kamen, sah ich in diesem Schritt nur einen Akt der Großmuth, einer edlen Regung, deren eben nur Sie fähig sind, aber nicht einen freien Trieb des Herzens, und darum loh ich vor Ihnen. Ich wußte nichts von Ihrem Leiden, Tromholt, nichts von dem Schweren, das Ihnen bevorsteht. Nun aber, da ich es weiß und da ich auch weiß, daß es die alte Liebe, die Sie zu

mir geführt, nun, Tromholt, stehe ich vor Ihnen und sage: Können Sie mir vergeben, wollen Sie mich als Ihr Weib, welches das Glück mit Ihnen theilen, die Sorge mit Ihnen tragen will? Was andern schwer, lästig erscheinen mag, wird mir ein Leichtes sein, nichts auf der Welt hat einen gleichen Anspruch auf mein Wollen und Können und, Tromholt —“ hier erlosch Susannens Stimme unter der Gewalt ihrer Erregung.

Nun aber war's auch mit Tromholts Kraft vorbei. Wenn ihn schon die Nührung bei ihren leidenschaftlichen und doch im Ton so demüthigen Worten erfasst hatte, nun übermannte ihn das Gefühl, daß er bebend die Worte stammelte: „O, genug, genug, Du Unvergleichliche, die Du da bittest, wo Du das höchste Glück zu gewahren kamst, wo Du das Höchste für mich gethan hast, was selbstvergeffene Liebe zu thun vermag. Du fürchtest, daß ich Dir zürne für Deine große That, Du edle Seele, daß Du kamst zu dem, der so lange nicht den Muth fand, zu Dir zu eilen? Aber, glaube mir, meine theure Susanne, nicht Mangel an Liebe war's, was mich Dir fernhielt, nein, nur ein Uebermaß desselben Gefühls, das Dich heute zu mir trieb. — Susanne! Susanne! Endlich, endlich halte ich Dich in meinen Armen und genieße den unnenkbaren Zauber des Glückes, Dich zu besitzen, Dich mein eigen zu nennen. Nun ich Dich halte, kehrt neue Hoffnung, neue Zuversicht in mein verzagtes Gemüth zurück. Das ist die rechte Stimmung, die der Arzt verlangt. Komm, Geliebte, begleite mich, damit Du bald erfährst, daß alles glücklich verlaufen!“

So vereint schritten sie hinaus. Und Richard Tromholt zitterte nicht unter dem Instrumente des Arztes. Mit ruhiger Fassung hielt Susannens Hand die seine umschlossen; eine festigende Kraft strömte von ihr auf seine Nerven herüber, während das entscheidungsvolle Werk vollbracht ward. Und als alles vorüber, als Susanne nach vierzehn Tagen den Sehenden in einem Wagen aus der Klinik abholte, da sanken sie einander in dem stürmischen Ueberquellen glückstrunkener Empfindungen an die Brust, und aus dem geretteten Auge des Mannes strömten heiße Thränen der Liebe und namenloser Dankbarkeit gegen das Schicksal. —

Schlaflose Nacht.



Schlaflose Nacht! Kennst du sie nicht? —
Es losch des müden Tages Licht,
Die Nacht sinkt still und friedlich nieder,
Und schwer sind deine Augenlider;
Da ruhst du auf dem weichen Pfühl. —
Verstummt der Straßen laut' Gewähl!
Du hörst den Pendelschlag der Uhr,

Des eignen Herzens Pochen nur,
Vor deinem Fenster in den Bäumen
Rauscht es so leise — du willst träumen.

Doch weshalb kommt der Schlummer nicht?
Stört dich vielleicht das blasse Licht
Des Monds mit seinem matten Schimmer? —
Horch, eine Fliege summt durchs Zimmer;
Der unruhvolle, kleine Gast,
Er raubt dir die ersuchte Raht. . .
Du ärgerst dich — die Kissen drücken,
Du mußt sie dir bequemer rücken —
Doch nun, aufs neu' die Augen zu —
Rastlose Seele, halte Ruh!

Unklar verdämmern die Gedanken,
Und blasse Traumebilder schwanken
Auf leisem Fittig schon herbei —

Da tönt verhallend, fern ein Schrei.
Was das im Traum, in Wirklichkeit?
Was soll der Schrei um diese Zeit?
Sucht sich ein Vogel noch sein Brot?
Was es ein Mensch in Todesnoth?
Du fährst empor, du lauschest still,
Ob sich nichts weiter regen will —
Doch stumm bleibt alles wie zuvor,
Und wieder legst du dich aufs Ohr.

Doch mit dem Schlafen ist's vorbei.
Du hörst noch immer jenen Schrei,
Phantastisch spinnst du fort daran,
Und was du sinnst, wird zum Roman.
Es fällt dir bei ans Jugentagen,
Wie einen Wand'rer man erschlagen
Bei stiller Nacht im grünen Tann — —
So schrie wohl der unsel'ge Mann!
Und wenn du in die Jugendzeit
Dich erst verirrt, so frei und weit,
Dann will an dir vorüberschweben
Dein ganzes Leben.

Gestalten kommen auf Gestalten,
Du wehrst umsonst — sie müssen walten,
Die stille Nacht ist ja die Frist,
Da Geister Macht gegeben ist!
Was dir an Lust und Leid beschieden
Seit Jahren war, stört dir den Frieden,
Lebendig wird, was längst verblich,
Verschlossene Gräfte öffnen sich,
Und groß erscheint die kleinste Schuld . . .

Da springst du auf in Ungegend,
Dir ist so heiß — die Stirne brennt —
Die Fenster auf! — Am Firmament
Stehn mit dem lieben Licht die Sterne,
Die Erde schläft, nur aus der ferne
Hält leis der Schritt des Wächters wider —
Du legst aufs neu' zum Pfühl dich nieder.

Du denkst an das wogende Aehrenfeld,
An des Meeres Welle, die steigt und fällt,
An alles, was dich beruhigen kann,
Umsonst, dein Schlaf kommt nicht heran.
Die Uhren scheinen still zu stehn,
Gleich abgelebten Greisen gehn
Die Stunden müden Ganges hin,
Und einen Wunsch nur hegt dein Sinn:
O, daß doch bald der Morgen käme
Und diese Nacht ein Ende nähme. . . .

Jetzt naht des Tages Dämmererschein,
Frühroth erglänzt in das Zimmer herein,
Da weichen leise die Schatten der Nacht,
Die Geister schwinden still und sacht,
Und auf die müden Augenlider
Senkt sich ein sanfter Schlummer nieder. . . .

Und du erwachst — schon ist es Tag,
Beruhigt ist des Herzens Schlag,
Das Leben zeigt dir neue Huld —
Wo bleibt, die dich gequält, die Schuld?
Dein Zimmer ist wieder voll Sonnenlicht. . .
Schlaflose Nacht! Kennst du sie nicht?

Anton Horn.

Blätter und Blüthen.

Der Einsturz der Karlsbrücke in Prag. (Zu dem Bilde S. 665.)
 Namenlos ist das Unglück und furchtbar sind die Verheerungen, welche die entseelten Wasserfluthen über einen Theil uneres Vaterlandes hinweg verbreitet haben; aus Sachsen, Schlesien, vom Rhein und von der Donau sind Unglücksboten über Unglücksboten zu verzeichnen; reiche Gefilde sind in Wasserwüsten verwandelt, kleinere Bergflüsse zu vernichtenden Strömen angeschwollen, in deren Fluthen Menschen und menschliches Eigenthum begraben wurden; in der Schweiz und in Böhmen ist das Unglück nicht minder groß. Prag, die alte Königsstadt, hat unter der Ueberschwemmung der Moldau entseelig gelitten, ganze Stadtviertel standen unter Wasser, die Bewohner hungerten, man konnte ihnen kaum die nothwendigsten Lebensmittel zuführen, und die Noth hatte ihre äußerste Grenze erreicht, als die Wasser endlich zu fallen begannen. Zu den schweren Schädigungen an Leib und Gut seiner Einwohner hat Prag aber auch den Verlust eines seiner berühmtesten Baudenkmäler zu beklagen, welches durch seine historische Vergangenheit als Wahrzeichen der welterschütternden Ereignisse, die sich in der Moldaustadt abspielten, wie durch seine Schönheit einen Weltrauf besaß: die Karlsbrücke fiel am 4. September der Wuth der Elemente zum Opfer.

Drei ihrer Bogen liegen in den trüben Fluthen, und die weltbekannte Statue des Ignatius von Loyola mit den sie umgebenden Türken, Mohren und Indianern ist im Bette des Stromes begraben. Das Ziel Tausender frommer Pilger, die Statue des heiligen Nepomuk steht zwar noch, aber es ist fraglich, ob dieses uralte Wahrzeichen Prags gerettet werden kann.

Seit Jahrhunderten trokte die Karlsbrücke dem Toben der Moldau, den Eisgängen und den vielen Hochfluthen; die aus gewaltigen Quadern erbaute Bogen schien für die Ewigkeit geschaffen. 1357 ward der Grundstein gelegt, 1432, 1496 und 1784 verurachten die Wasser der Moldau, im Bunde mit riesigen Eismassen, theilweise Schädigungen der Brücke, die jedoch bald wieder beseitigt werden konnten.

In einer Länge von fast 500 Metern überwältigte die 10 Meter breite Brücke den Fluß und bildete die Hauptverbindung zwischen der Kleinseite, dem Gradischin und der Altstadt. An ihren beiden Enden reckten majestätische Thürme sich als Brückenköpfe trotzig empor, in deren Gemäuer die Kämpfe, welche im alten Prag Jahrhunderte hindurch ihren Schauplatz fanden, unverlöschbare Spuren eingegraben haben.

Auf den Pfeilern erhoben sich 30 Heiligenstatuen, von denen wir die des Nepomuk und des Loyola bereits erwähnten. Die erste wurde 1683 von Rauchmüller in Regensburg nach Protows Modell gegossen, und eine Marmorplatte in der Nähe der Statue bezeichnet die Stelle, wo man den Wahrer des Reichsgeheimnisses am 20. März 1393 in die Moldau warf, nachdem er die grauigsten Folterqualen erduldet hatte; der Marmorplatte schreibt man wunderthätige Heilung von mancherlei Gebreche zu, und Scharen frommer Wallfahrer pilgern alljährlich zu dieser Stelle. Es ist noch zweifelhaft, wie viele Menschen durch den Einsturz am frühen Morgen des 4. September ihren Tod gefunden haben. Vorläufig weiß man von drei Todten. Der fünfte, sechste und siebente Bogen sind weggerissen, die Fundamentpfeiler aber scheinen unverletzt und ragen aus den Wellen empor.

Hoffentlich gelingt es, das zerstörte Bauwerk in alter Schöne wieder herzustellen und so der Stadt das nationale Symbol vergangener Herrschergeschlechter zu erhalten.

Albert Bürklin †. Am 8. Juli d. J. starb zu Karlsruhe der Oberingenieur a. D. Albert Bürklin, einer unserer bedeutendsten Volksschriftsteller; durch den weitverbreiteten „Kalender des lahrenden Boten“ drangen seine Erzählungen und Schwänke, seine Jahresübersichten der Weltbegebenheiten überallhin, wo die deutsche Zunge klingt. Von Bürklin ist ferner auch die Idee zur Gründung von sogenannten „Fechtschulen“, wie sie noch jetzt in Deutschland im Süden und im Norden bestehen, wenn auch nicht ausgegangen, so doch zuerst literarisch vertreten worden — das Reichswaisenhaus in Lehr ist bekanntlich die erste Frucht dieser Idee und Bürklin also sein Mitbegründer. Baden, das engere Heimathland des Verstorbenen, kannte ihn dann noch als vortrefflichen Eisenbahntechniker und liberalen Abgeordneten seiner zweiten Kammer.

Bürklin, als Sohn des nachmaligen Geh. Finanzraths Christian Ludwig Bürklin am 1. April 1816 zu Offenburg in Baden geboren, begann seine literarische Thätigkeit mit dem „Kanzleirath“, der 1856 erschien, fünf Auflagen erlebte und noch nach dreißig Jahren in einer neuen Bearbeitung Beifall fand. Der Kanzleirath ist eine dem Karlsruhe' Leben entnommene ständige Figur des Volksschriftstellers Bürklin geblieben: höchste bürgerliche Ehrenhaftigkeit, glühender Patriotismus, im ganzen durchaus moderne Denkart, dazu eine Dosis Spießbürgerlichkeit und Gedrücktheit, die sich aus der Vermögenslage des Vadersen herleitete,

machen diesen Charakter zu einem außerordentlich liebenswürdigen und werden ihm für die Zukunft sogar eine Art kulturgeschichtlicher Bedeutung verleihen, denn er ist der Typus des ehrenhaften kleinen Beamtenhums.

Mit seiner im Jahre 1861 erschienenen größeren Erzählung „Tom und Madlein“ betrat dann Bürklin das Gebiet der Dorgeschichte, auf welchem damals Berthold Auerbach und seine zahlreichen Nachahmer unumjährt herrschten. Bürklin eiferte jedoch nicht Auerbach nach; er wollte für das Volk schreiben, nicht für die Gebildeten Stoffe aus dem Volksleben behandeln. Es sind meist die bekannten und oft benutzten Gestalten, die Bürklin seinen Lesern vorführt: das ländliche Liebespaar, er arm, sie reich, der starre Hofbauer, sein übermüthiger Sohn, der edle Schulmeister, der lägerische Barbier, ein großmüthiger Holzhändler &c.; die Geschichte nimmt auch, von einem in Holland spielenden ziemlich eigenartigen Intermezzo abgesehen, den gewöhnlichen Verlauf; doch zeigt Bürklin eine so genaue Kenntniß der Volksseele und weiß den Volkston durchweg so gut zu treffen, daß sein Werk noch jetzt im eigentlichen Volke viel gelesen wird.

Zum wirklich bedeutenden Volksschriftsteller wuchs Bürklin erst nach und nach empor, seitdem er mit dem im Verlag von J. H. Geiger (Moritz Schauenburg) im Jahr erscheinenden allbekanntesten „Kalender des hinkenden Boten“ in Verbindung getreten war. Das geschah im Jahre 1858, und an zwanzig Jahre hat der nun Verstorbene die Redaktion des Kalenders in der Hauptstadt selbständig geführt, selber zahlreiche Beiträge für ihn geschrieben und denen anderer Mitarbeiter vielfach seinen oder den dem Kalender angemessenen Charakter aufgegeben. Der Werth von Bürklins Schöpfungen beruht zum großen Theil auch darauf, daß sie aus dem modernen Leben in seiner ganzen Breite herausgegriffen sind. Man kann fast sämtliche geistige Bewegungen der jüngsten Tage in Bürklins Erzählungen wiedergepiegelt finden. Zu erster Linie war es ihm um die Festigung des Reichsgedankens im deutschen Vaterlande zu thun, um die Ausgleichung von Nord und Süd, und da hat er vielleicht mehr geleistet als mancher, der in der Oeffentlichkeit viel darum gepriesen wurde. Niemand hörte Bürklin auf, für Aufklärung und Menschlichkeit zu wirken, das engherzige Spießbürgerthum und die Dunkelmänner zu bekämpfen, echtes Volksthum aber, wo es nur anging, zu fördern, und es zeigt sich bei ihm eine Bewusstheit des Interesses, die wirklich zu verwehren ist. Und damit hat er sich ein Anrecht auf dauerndes Gedächtniß erworben.

Adolf Bartels.



Albert Bürklin.

König Gram befreit seine Braut Signe. (Zu dem Bilde S. 652 und 653.)

Baumbach, der anmüthige Sänger der Spielmannslieder, hat ein Epos gedichtet, worin Dagens, erzählt — in freier Umformung der Stoffe, die uns im Nidruhlid erhalten sind. Wie Baumbach das Lied, fügt er bei schicklichen Gelegenheiten kurze, dramatisch bewegte Lieder ein, wie sie dem Orte und der Stimmung entsprechen. Ein solches Lied hat unseren Künstler zu seinem Gemälde begeistert. Nidburg singt es dem Königskinde Bilde, in dessen jungfräulicher Seele eben die Liebe zu dem fremden Reden Horand aufzusprießen begonnen hat. Es ist ein Lied von dem König Gram, dem ein geheimnißvoller Spiegel die ferne Braut, Signe, des Königin's Tochter, im Brautgeschnid und Brautgewand an eines Fremden Seite zeigt:

„Da sprach kein Wort der König Gram,
 Das Steuer er zu Händen nahm,
 Gen Mitternacht, gen Finnenland
 Ward schnell das Drachenschiff ge-

wandt;
 Hei, wie es slog im Winde!

Der Finnenkönig sah im Saal
 Bei seiner Tochter Hochzeitssaal.
 Schön Signe sah so blaß und bleich
 Und neben ihr im Kleide reich
 Der Fürst der wilden Sachsen.

Da trat ein alter Mann herein,
 Den hüllten Grauhäubtelle ein.
 Er ging am Stab gebückt einher,
 Als ob er siech und müde wär',
 Und sah am Eingang nieder.

So Meth als Wein in Strömen rann,
 Und wüthte Kärm im Saal begann,
 Manch einer vom Bewußtsein schied,
 Ein sinnloser Sanger sang ein Lied,
 Das klang wie Rabenträgen.

Da nahm das Saitenspiel zur Hand
 Der fremde Mann im Volksgewand
 Und sang ein Lied voll Klang und
 Gluth,
 Von Frauentren und Namensmuth,
 Schön Signe sah und lauschte.

Und wie vom Regen neu belebt
 Die welle Blüthe sich erhebt,
 So hob das schöne Haupt die Braut,
 Von heißen Thränen hell befeucht,
 Und spähte nach dem Sanger.

Da warf der Fremde dem sich schnell
 Die Kappe sammt dem rauhen Fell.
 Hei, wie den bleichen Bräutigam
 Zu Boden schlug der König Gram
 Mit seinem guten Schwerte!

Schön Signe von dem Hochsitz sprang,
 Der König fest die Braut umschlang,
 Und aus dem Hochzeitssaal im Flug
 Sein starker Arm die Taube trug,
 Zum Drachenschiff am Strande.

Inhalt: Sonnenwende. Roman von Marie Bernbard (A. Fortsetzung). S. 649. — Der erste Unterricht. Bild. S. 649. — König Gram befreit seine Braut Signe. Bild. S. 652 und 653. — Norwegische Jagdflüge. Von Eugen Friele. S. 635. Mit Abbildungen S. 655, 656 und 657. — Ein Mann. Roman von Hermann Heiberg (Schluß). S. 659. — Liebeswerben. Bild. S. 661. — Die Karlsbrücke in Prag nach dem Einsturz am 4. September. Bild. S. 665. — Schlaflose Nacht. Gedicht von Anton Dorn. S. 667. — Blätter und Blüthen: Der Einsturz der Karlsbrücke in Prag. (Zu dem Bilde S. 665.) S. 668. — Albert Bürklin †. Von Adolf Bartels. Mit Bildniz. S. 668. — König Gram befreit seine Braut Signe. (Zu dem Bilde S. 652 und 653.) S. 668.

Veranlagte unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Bröner. Verlag von Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.